

# Frauen-Zeitung

Heft 10.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 18. Mai 1890. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

**Ein Gast.**

Novelle von A. von der Elbe.

**N**ach dem Perron des Bahnhofs zu Haarlem hielten an einem warmen Mai-Abende die verschiedensten Wagen. Von dem Omnibus der Tramlinie bis zu dem schmucksten offenen Break und Landauer, waren Miethsührwerke und eigene Equipagen aller Art zur Stelle, um die mit dem Abendzuge aus Amsterdam zum täglichen Diner in ihrer Häuslichkeit eintreffenden Herren in Empfang zu nehmen. Hier und da sahen auch sommerlich gekleidete Frauen und Kinder in den harrenden Fahrwerken, um Gatten und Väter abzuholen.

Ein eleganter Gig, leicht, hochräderig, mit blauer Seide ausgegeschlagen und mit einem kräftigen Fuchs bespannt, reizte vor allen anderen Wagen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Auf dem erhöhten Polster der vorderen Bank saß eine in Weiß gekleidete junge Dame und hielt die Zügel. Ihr Groom, ein brauner Malaye in Livrée, hatte seinen niedrigen Sitz hinter ihr verlassen und stand am Kopf des Pferdes, um das stallmuthige Thier beim Einfahren des Zuges zu beruhigen.

Das Signal war gegeben, die Lokomotive pfiff, und schnaubend fuhr der Zug in die Halle. Die angekommenen Herren, einzeln oder gruppenweise plaudernd, erschienen alsbald in dem geöffneten Vestibül. In die Menge kam Leben; Frauen und Kinder winkten und riefen, die Heimkehrenden eilten die breiten Stufen der Außenstiege herab, begrüßten die Ihrigen und schwangen sich in die Wagen.

Auch die schöne Schwarzlodige auf dem hohen Gig hatte unter ihrem weißen Spitzhutchen hervor freudig suchende Blicke unter die Herren gefandt. Als bald war ihr Ziel gefunden, und lächelnd, mit anmutigem Grinse, winkte sie einem breitschulterigen jungen Manne zu, der an der Seite eines behenden, noch jüngeren Herrn, plaudernd heran schritt.

"Ich dachte, meine Florie, Du wärst mit den Ponys gelommen, und wir hätten noch zwei Wagenplätze frei," begrüßte Mynheer Hendrik ten Broos freundlich seine junge Frau.

"Warum sollte ich den Gig nicht nehmen? Pieter ist ja schon da."

"Wir haben einen Gast."

Ihr Blick fiel gleichgültig auf den Jüngling, der wie verzückt zu ihr empor starzte. "Mynheer Rupert van Roos aus Batavia," stellte ihr Mann ihn vor.

Plötzlich kamen Leben und Wärme in ihr schönes Gesicht. "Kennt er die Eltern?" fragte sie gespannt.

"Nein, nicht persönlich," entgegnete Hendrik. "Aber Mynheer van Roos kann Dir zu Mittag erzählen, was Du willst, jetzt müssen wir sehen, daß wir nach Hause kommen!"

"Nehmen Sie mich als Groom, Mefroum!" lachte der junge Gast und schwang sich auf den kleinen hängenden Sitz des Malayen.

"Fahr' mit dem Tram, Lubang," rief sein Herr dem mit dem Hute in der Hand Dastehenden zu und sprang neben seine Frau auf den vorderen Sitz. Der Fuchs griff zu schlankem Trabe aus, und der Gig fügte sich der Reihe fortrollender Equipagen ein.

Der Weg führte an Landhäusern und blühenden Gärten vorüber, ein schönes, weitläufiges Besitzthum reichte sich an das andere; hier bog ein Wagen ein, dort einer, es bot sich genug des Fremdartigen und Geistigen.

den für das Auge des Neuangelkommenen, — sein Blick aber fannste nur ein Ziel, — das anmuthige Weib vor ihm. Der sanfe Abendwind spielte mit dem leichten Stoße ihres weißen Kleides, versuchte ihre schweren dunklen Locken zu heben, bauschte die Spiken auf, oder ließ das flatternde Band ihres Gürtels seine Wangen umsäubern. Dann und wann neigte sie sich mit einer Bemerkung zu ihrem Gatten herab, und dann sah van Roos ihr seines Profil, hörte den Wohllaut ihrer Stimme und wußte selbst nicht, wie verjunken er in ihre Schönheit war.

sehen und verhafste so dem Bruder Zeit, in's Haus und zu den Seinigen zu gehen.

Oben in ihrem Schlafzimmer stand Flore ten Broos vor dem Spiegel und rollte ihre Locken, die der Wind gelöst hatte, auf. Ihr Mann wechselte in dem angrenzenden Schlafzimmer die Kleider. "Mynheer Roos bleibt ein paar Wochen hier, Flore," rief er ihr zu.

"So? Willst Du ihn in Amsterdam einlogieren?"

"Das würde langweilig für ihn sein."

"Langweilig? Die große Stadt? Die alte Katje könnte für ihn sorgen, und zu Mittag bräuchtest Du ihn öfters mit heraus!"

"Hör, Flore," — Hendrik erschien, sich noch die Hände trocknend, in der Thür. "Das Jongheerie würde uns in der Stadt unbehaglich werden, Pieter oder ich müßten mit ihm umher wandern, die Geschäfte verläumen, uns müde laufen! Du kannst uns hier draußen seine Unterhaltung abnehmen. Er sagt, daß er der großen Städte überdrüssig sei. Ich bin verpflichtet, ihn einzuladen, — nun wohl, mag er in Sommerlust bleiben!"

"Hier, — bei uns, — o, wie lästig!" entgegnete Flore, wandte sich und sah ihn voll mit schmollendem Ausdruck an. "Was soll ich den ganzen Tag mit ihm anfangen?"

"Ihr habt doch auch am Königsplein oft genug Hausbesuch gehabt!"

"Das war etwas Anderes, — da gab es unserer Biele zur Unterhaltung, — Mutter, die Schwestern und die Kinder, — aber hier? Ich bitte Dich, Hendrik, wie soll ich mit dem fremden jungen Menschen auskommen, — was soll ich mit ihm sprechen?"

"Stelle Dich nicht ungeschickt, als Du bist, Kind! Roos stammt aus Deiner Heimat, Ich habt eine Menge gleicher Beziehungen. Sein Hiersein wird Dir eine angenehme Abwechslung bieten. Wie oft hast Du über Heimweh geslogt und Dich nach Landsleuten gesehnt!"

"Er kennt ja Niemand von den Meinen," seufzte sie und nahm ein frisches Batisttuch aus der spangenbelegten Hülle. "Wie sollte ich ihn amüsiren?"

"Mein Gott, es giebt hier ja allerlei Ausflüge und Sehenswürdigkeiten," tröstete er und schlang den Arm um sie. "Komm, zeige dem Gäste ein freundliches Gesicht! Wir haben nun einmal auf Roos und Appeldorn' des Geschäftes halber Rücksichten zu nehmen."

Sie begaben sich, das umliebste Gespräch halblaut fortsetzend, in das gegenüber liegende Kinderzimmer.

Ein braunliches Weib in hellen, fremdartigen Gewändern saß am Fenster des lustigen Gemachs und hielt ein etwa zweijähriges hübsches Kind auf den Knieen, ihm ein Süppchen einlößend. Im daneben stehenden, zierlich ausgestatteten Wagen saß ein anderes, kaum einjähriges Bübchen, das mit seinen nackten, rosigten Füßen spielte.

Der gesättigte Alteste strekte beim Eintritt der Eltern dem Vater die runden Arme entgegen. Hendrik hob ihn auf, plauderte mit dem Kinde, ließ die goldene Uhr an seinem Ohr ticken und schwenkte das vor Lust kreischende Kerlchen empor.

Flore war zu dem Jüngsten herangetreten. "Sieh, Kleinkind, hier ist die Mama," sagte sie, sich zärtlich neigend und ihn liebkosend, "hat mein Schäfchen seine Milch getrunken? Ist das Herzchen mutter?" . . . Der Kleine haschte nach einer der eben geglätteten Locken, die über der jungen Frau Schulter fielen, und zerrte daran. Sie duldet es lachend und ließ die gelösten Ringeln vor seinen weit geöffneten Augen tanzen.

"Komm, Flore," sagte ihr Gatte, "wir dürfen unseren Guest nicht länger warten lassen!" Er übergab den



Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich. — Siehe Seite 79.

Endlich bog man auf den Kiesweg einer Villa ein und hielt vor dem Hause, über dessen Portal mit großen goldenen Buchstaben "Sommerlust" stand. Ein Stalldienner eilte herbei, und Hendrik hob seine Frau vom Wagen.

Zu der blumengeschmückten Veranda, zu der mehrere Stufen hinauf führten, hatte sich ein langer, dünner Herr aus dem Schaukelstuhle von Bambus erhoben, ein Buch zur Seite gelegt und war den Ankommenden entgegen getreten.

"Mein Bruder, Pieter ten Broos," sagte der Hausherr vorstellend zu seinem Gäste. "Mynheer Rupert van Roos, von der Firma Roos und Appeldorn; Du weißt, Pieter, — die Empfehlung ist längst da."

Der scharf und ernst blickende Pieter erinnerte sich genau aller Umstände und Verhältnisse des jungen Gastes, der Java schon vor etwa einem Jahre verlassen und sich in den Hauptplätzen Europa's umsehen hatte. Er begrüßte Rupert mit verschiedenen Fragen, bat ihn, sich bis zum Essen zu ihm in die Veranda zu

kenabend, der sich unmutig wehrte, seiner Wärterin und verließ mit der zurückgrüßenden Frau das Zimmer. Hand in Hand schritten sie die Treppe hinab und traten in den Gartensaal, der auf die Veranda führte und wo sich die beiden Herren noch in lebhaftem Gespräch befanden.

"Pieter scheint ja ganz warm zu werden," sagte Flore halblaut und erstaunt zu ihrem Manne aufblickend.

"Du glaubst immer, er ist eine Schafsmühle, Kleine," gab er lachend zurück.

"O nein, — durchaus nicht, — aber eiskalt, streng und unnahbar!"

Man ging zu Tische. Der junge Gast bot der Haushfrau mit allem Eifer seines jungen Wesens den Arm und führte sie wie im Triumphhe davon. Flore dagegen kämpfte wieder mit Nebellaune. Im Kinderzimmer hatte sie die Misempfindung vergeben, — jetzt, angesichts des Ausdringlings, brach dieselbe wieder durch. Es war sehr ungallant von Hendrik gewesen, daß er dabei beharrt hatte, ihr trotz ihrer Abwehr den Fremden aufzubürden. Was gingen sie ihres Mannes geschäftliche Beziehungen und Rücksichtnahmen an? Wenn Mynheer Roos Hendrik auch ebenso unbequem war wie ihr, — weshalb sollte sie mit ihren Wünschen zurückstehen? Diese Überlegungen hielten ihre natürliche Lebhaftigkeit in Banden.

Rupert van Roos' Entzücken über die schöne Frau hatte sich noch gesteigert. Er fühlte, wie sein Blut neben ihr in Wallung geriet. Ihre Zurückhaltung that es ihm vollends an. Er wollte und mußte ihre Aufmerksamkeit erregen und ihr gefallen. Mehr und mehr ließ er seiner südländlichen Natur die Zügel schießen. Wie ihm die dunklen Augen blitzen, wie hell die weißen Zähne unter dem zierlichen schwarzen Bartchen hervor leuchteten, wie lockt er die feine, bräunliche Hand spielen ließ!

Nach und nach wurde sie von dem Wohlbekannten und Gleichartigen seines Wesens ergriffen und fortgerissen. Sie fühlte, daß er sie bewundere, und vergaß ihren Verdruss. Die heimathlichen Klänge in Namen und Bezeichnungen thaten ihr wohl, und bald war des Fragens, Plauderns, Berichtens zwischen den beiden jungen Landsleuten kein Ende. Ihr Scherzen und Lachen ließ die Brüder kaum zum Worte kommen.

Pieter erkannte mit argwöhnischer Bestimmung den großen Eindruck, welchen seine Schwägerin auf den Jüngling machte, Hendrik dagegen freute sich dieses Eindrückes. Dass seine Frau gefiel, schmeichelte ihm. Er wurde dadurch in seinem Selbstgefühl als Hausherr und Besitzer des schönen Weibes gehoben.

Es hatte Roos verdrossen, eingestehen zu müssen, daß er Flore's Familie nicht persönlich kenne. Schon seit einem Jahre war er aus Batavia fort und hatte sich in London, Berlin und Paris aufgehalten. Die um Batavia ausgebreiteten Landstiche der Europäer lagen in verschiedenen Vorstädten und so fern von einander, daß der Verkehr erschwert und ein gegenseitiges Bekanntsein durch die Verhältnisse nicht gegeben war. Die Firma Brooks und Compagnie war mit Roos und Appeldorn, die hauptsächlich Import betrieben, erst neuerdings in Verbindung getreten, schätzte aber die angebahnten Beziehungen hoch.

Beide Broots besorgten, als ihr Vater noch in Amsterdam der Firma vorstand, in Batavia die Geschäfte. Pieter, fünf Jahre älter als Hendrik, war viel länger in Ostindien gewesen. Er hatte in dem Hause von Zacher — Flore's Familie — viel verlehrt und das aufblühende Mädchen, — welches ihn indes mit unüberwindlicher Scheu behandelte — still umworben, als sein Bruder aus Europa anlangte und Flore's Herz und Hand im Sturm gewann.

Pieter sah sich in seinen besten Lebenshoffnungen getäuscht, getäuscht durch den Bruder, den er liebte. Aber durste Pieter, — er, der Schwerfällige und Bedenkliche — dem unbekümmert sorglosen Hendrik zürnen, der nichts davon ahnte, daß er des Bruders Glückstraum zerstört habe?

Welch' ein Kampf gegen das heiß begehrende Herz, gegen die natürliche Selbstsucht, die nicht aufgeben und zurücktreten will, erfüllte damals Pieter's Seele! Sagte er sich auch in den Stunden ruhig sachlichen Überlegens, es sei natürlich, es habe nicht anders kommen können, jenes sonnige, verzogene Kind müsse den freimütigen, entschlossenen Hendrik ihm vorziehen, zu anderen Zeiten lehnte sich seine ganze Seele gegen das harte Muß des Verzichtens auf. Endlich aber siegte doch die alte Treue für den Bruder, Zorn und Missgunst wurden bezwungen, und die Zärtlichkeit für Flore wurde zu einer starken, wachsamem, ernsten Freundschaft abgedämpft. Pieter erkannte sich in seinem angeborenen Ernst, seiner düsteren, schwermütigen Laune und begriff, daß es sein Los sei, zu entsagen.

Es gelang Pieter nicht, sich der jungen Frau Zuneigung zu erwerben. Flore's misstrauische Schen gegen den Schwager war und blieb die einzige Störung des

Bundes zu Drei, er verschuchte und verstimmt sie, und nie war ihr eine Ahnung gekommen, daß er sie je geliebt habe. Sie fühlte nur, daß er sie beobachte, auf sie zu wirken strebe und glaubte, er halte sie nicht gut genug für den Bruder, sondern trage sich in seiner Verschlossenheit mit Tadel gegen sie.

Nach dem Tode des Vaters der beiden Brüder hatte sich's gesunden, daß Hendrik im Testamente aussersehen war, die Firma in Amsterdam weiter zu führen. Dieser erklärte sich damit einverstanden, nach Holland zurückzufahren, besonders auch, da der alte Zacher, Flore's Vater, schon lange von einem zur Ruhe sezen in der Heimat gesprochen hatte, und die junge Frau, welche sehr an ihrer Familie hing, in diesem Falle ungern zurück geblieben wäre.

Nun erklärte aber auch Pieter, er trenne sich nicht von dem Bruder. Eine geschäftliche Vertretung wurde ausdrücklich gemacht, und die Broots gingen zusammen nach Amsterdam. Jetzt besaßen sie sich schon seit länger als einem Jahre daheim und hatten gemeinschaftlich von den elterlichen Häusern in Amsterdam und Haarlem Besitz genommen. —

Gegen Ende der Mahlzeit erzählte Rupert van Roos so eingehend und dramatisch belebt von seiner Reise, besonders seinem Aufenthalte in Paris, daß Alle ihm mit Vergnügen zuhörten. Flore war förmlich entzückt und bat ihren Mann, sie doch auch einmal nach Paris zu führen, es müsse doch wunderschön sein.

Als man beim Kaffee in der Veranda saß und die Kinder gebracht wurden, und die junge Frau, selbst wie ein Kind, mit den kleinen scherzte und spielte, gedieb des heißblütigen Fremdling's verliebtes Wohlgefallen zu einem Grade, daß, wie ihm plötzlich selbst zum Bewußtsein kam, Umkehr und vorsichtigere Beherrschung seiner selbst nötig wurden.

Ein paar salte erstaunte Blicke der Angebeteten, die schnöde Schröffheit Pieter's und das spöttische, belustigte Lächeln des Hausherrn ließen Roos erkennen, daß er leicht zu weit gehen könne. Er durste sich um alles in der Welt hier nicht unmöglich machen, er mußte sich anpassen, um den Platz zu behaupten! Mit großer Gewandtheit maskierte er den Übergang seines Wesens. Sein Benehmen gegen Flore wurde ehrerbietig, seine Unterhaltung mit den Herren ernst und geschäftsmäßig.

Er machte jetzt Hendrik wieder einen so guten Eindruck, daß dieser ihm unbedenklich seinen Vorschlag, auf „Sommerlust“ zu bleiben, aussprach.

"Was wollen Sie jetzt im Frühling in Amsterdam, Mynheer Roos?" sagte er überredend. "Hier draußen ist's angenehmer. Meine Frau macht Ihnen in unserer Abwesenheit die honneurs. Es gibt mancherlei zu sehen in der Umgegend, die Equipage ist da. Sie werden sich hier zu Ihrer Heimreise stärken und hoffentlich bei Ihrem Hause nicht über uns zu klagen haben."

Des jungen Gautes leichtfertiges Herz schlug höher vor Vergnügen. Und wie gut paßte ihm dieser Vorschlag auch in jeder anderen Hinsicht! Es wähnte noch einige Wochen, bis sein Schiff nach Ostindien abging. Der großen Städte, des Gasthauslebens und Umhertreibens war er gründlich müde, — welche lockende Aussicht, die ihm bleibende Zeit hier in der Nähe dieser schönen Frau verleben zu dürfen! Als er sich in wohlbeherrchter Form an Flore wandte und sie bat, ihm zu sagen, ob er ihr auch nicht lästig werde, antwortete diese mit neckischer Offenheit, sie wisse es noch nicht, werde aber nach Kräften ihrer Hausfrauenpflicht nachkommen.

So waren Alle einverstanden, nur Pieter zog ein finsternes Gesicht, sonderte sich, wie er es oft that, ab und ging lange mit auf den Rücken gelegten Händen im Garten umher.

Als der Zufall es fügte, daß die Brüder sich am anderen Morgen auf ihrer kurzen Eisenbahnfahrt von Haarlem nach Amsterdam im Coupé allein gegenüber saßen, machte Pieter dem Bruder Vorwürfe über die ungeschickte Einrichtung, welche er getroffen habe. Er wagte nicht gerade heraus zu sagen, daß er dies Zusammenleben des jungen Fremden mit Flore unpässend, ja gefährlich finde, er kannte seinen Bruder, der bei aller Sorglosigkeit reizbar war, aber er stellte Hendrik vor, wie es doch eigentlich eine Pflicht gewesen sei, Roos in Amsterdam zu behalten, hier und da einzuführen und ihm Gelegenheit zu geben, gewisse tausendmännische Verhältnisse und Beziehungen kennen zu lernen.

"Ich habe nichts dagegen, daß Du ihn mitnimmst, so oft Du magst," lachte Hendrik zufrieden. "Ich bin ihn los, ich habe das Meinige für ihn gethan, — strenge Du Dich nun auf Deine Art an. Schleppe ihn den ganzen Tag in Amsterdam umher, nur lasst mir meine Ruhe auf dem Comptoir. Du weißt, daß ich gewaltig in der Arbeit stehe. Wozu hätte man eine Frau, wenn sie sich nicht einmal nützlich bezeigen und uns etwas Unbequemes abnehmen wollte?" —

Nach Absfahrt der Herren stand Flore oben am Fenster ihres Schlafzimmers und sah mit Beschiedigung,

däß ihr junger Gast es sich in der Weinlaube bei der Zeitung und einer Cigarre bequem gemacht hatte. Welch' ein Glück, daß er für sich selbst sorgte, da brauchte sie ihn doch nicht zu unterhalten! Trotzdem fiel der an volle Ungebundenheit Gewöhnten sein Hiersein wieder als Last auf die Seele.

Im Stalle gab es ein Paar Ponyscheven mit hübschem, bequemem Wagen, der zwei breite Stühle hatte, und außerdem die beiden großen Kübse, von denen der eine vor das Gig gespannt wurde, welches die Lieblings-Equipage der jungen Frau war. Sie pflegte aber doch, wenn sie morgens ausfuhr, das Ponyspann zu nehmen, dann sah Lubang neben ihr und auf dem zweiten Stuhle die Wärterin, in jedem Arme eins der Kinder. So ging die Fahrt nach dem nahe gelegenen Seebade Zandfort, wo Flore ein Bad nahm und wo die kleinen im warm durchsonnten Dünenponde spielten, während Lubang die Pferde besorgte.

Durste sie heute diese Lieblingsfahrt unternehmen? Was sollte währenddessen aus dem Fremden werden? Nein, es ging nicht, sie mußte ihn aufzudern mitzukommen. Wenn Mynheer Roos mitfuhr, mußte Lubang zurückbleiben, denn den Platz der Aya konnte sie nicht beschränken. Wohlan denn! Es würde im Strand-Hotel wohl einen Knecht geben, der für die armen Dinger, die Ponys, sorgte. Aber wie unbequem dies Alles war!

Rupert saß im vollsten Glücksgefühl neben Flore, die das kleine muntere Gespann lenkte und sehr von dieser Pflicht in Anspruch genommen schien. Es war ein schöner, sonniger Tag, der Duft zahlloser Blüthen schwamm berauscheinend in der Luft. In den Parks und Gärten, an welchen die glatte Klinker-Chaussee vorüber führte, sangen die Vögel ihre schmetternden Frühlingslieder, hier und da sah man fleißig arbeitende oder behaglich genießende Menschen. Wohin der Blick sich wandte, ein kleines Paradies an Ordnung, Sauberkeit und blühender Schönheit. Rupert hoffte auf eine pilante Unterhaltung, aber Flore blieb ablehnend und einsilbig, seine Nähe war ihr lästig. An die Gegenwart des behenden Dieners gewöhnt, schien es ihr eine Beeinträchtigung ihrer Berechtigung, denselben heute nicht zur Seite zu haben. Bittere Misempfindungen gegen ihren Mann und den aufgedrungenen Gast trübten der Verzogenen Laune. Sie glaubte genug für Roos gethan zu haben, daß sie ihn mitgenommen hatte. Sie hielt sich nicht für verpflichtet, ihn auch noch zu unterhalten. So scheiterte selbst Rupert's gesellige Gewandtheit an der schönen Nachbarin Bestimmung. Nur die braune Wärterin plapperte endlos mit den dann und wann fröhlich aufkreischenden kleinen.

In Zandfort gingen sie aus einander, Herren- und Damenstrand lagen hier getrennt. Gegen ein Uhr kehrte man zurück und frühstückte unter oberflächlichem Gespräch. Dann atmete Flore erleichtert auf, sie hatte ihr Möglichstes geleistet, legte sich in ihre Hängematte, las, spielte mit den Kindern und machte Diner-Toilette, in der sie ihren Mann und Schwager mit den Ponys von der Bahn abholte.

Pieter beobachtete bei Tische Flore und den Gast, so oft er es unbemerkt thun konnte; sein Blick wandte sich indes völlig befriedigt wieder von den Beiden ab.

Als nach dem Essen Hendrik, seine Frau am Arm, durch den Garten schlenderte, und sie ihm missmütig von dem Verlauf des Tages erzählte, den Roos ihm als genügsam gepriesen hatte, ermunterte und lobte Hendrik sein Weibchen, das so verständig und brauchbar sei. "Wir thun, was wir können für den Jongheern, er kommt mit den besten Eindrücken von unserer Gastfreundschaft in sein Haus zurück, und die Last ist schließlich nicht so groß, als müßte ich ihn in Amsterdam amüsiren."

Dann machte er ihre verschiedenen Vorschläge, was sie zur Abwechselung mit Mynheer Roos in Harlem vornehmen könne und stellte ihr schließlich als Erleichterung in Aussicht, daß Pieter, dem seine Art der Gastlichkeit nicht ganz zu genügen scheine, den jungen Mann dann und wann mit in die Stadt nehmen wolle.

Nach diesem gütlichen Zuenden, und nachdem ja nun der erste Tag leidlich überstanden war, söhnte Flore sich mit der ihr gestellten Aufgabe mehr und mehr aus. Es war einmal nicht anders, sie mußte ein paar Wochen lang den Wünschen ihres Mannes Opfer bringen.

Das Wetter schien einige Tage später der jungen Mutter nicht warm genug für die kleinen, ohne Diener zu Jahren war auch unbequem, und das hohe, leichte Gig lockte sie, — so wurde Letzteres zur Morgenfahrt bestellt, und die Aya zu Hause gelassen. Die Kinder waren, wie auch Hendrik immer meinte, im Garten am allerbesten aufgehoben.

"Es ist wahr, Mesrouw, Ihr Gig fährt sich superbe," rief Rupert van Roos, an Flore's Seite leicht dahin rollend.

Der schweigsame Lubang schaufelte mit untergeschlagenen Armen im Bettentensitz, und Flore, von der

Freudigkeit ihres Gastes angestellt, schwankte die weiße Fahrpeitsche, lachte ihn an und rief: „Ja, geht dies nicht viel schöner als mit den langweiligen Ponys?“

Da Flore's Spielzeug, die Kinder, nicht mitgekommen waren, hatte sie ihr Slizzenbuch, zu einer kleinen Unterhaltung nach dem Bade, in die Wagentasche gesteckt.

Sie saß im Sandhafer der Dünen, hielt das Buch auf den Knieen und zeichnete ein unter vollem Linnen vorüber segelndes Schiff. Rupert stand ihr zur Seite, scheinbar die Züge ihres Stiftes verfolgend, in Wahrschau aber sah er nur sie an.

Ein weißer Musselin-Hut mit Feldblumen beschattete die rosigen Wangen, ein baumseidesenes Morgenkleid schmiegt sich in leichtem Faltenwurf um die schlanken Gestalt. Wie geschickt die weißen Fingerchen hantierten, wie rasch sich Linie an Linie fügte!

Sie schaute zu ihm auf und las Bewunderung in seinem Blick: „Glauben Sie, daß ich's gut mache, daß die Perspective richtig ist?“

Er sagte ihr einiges Artige über ihr Zeichentalent. Ihr Auge hastete ruhig, fast prüfend auf seiner Gestalt. Diese hob sich in dem leichten Anzuge von indischem Stoffe als etwas ihr Wohlbekanntes, lange nicht Geschautes, vom klaren blauen Hintergrunde des Himmels ab. Er war ein hübscher junger Geist, allein in den tropisch gebräunten Zügen lag ein Ausdruck von Selbstgefälligkeit, und der Aufenthalt in den Großstädten war nicht ohne Spur an ihm vorüber gegangen. Immerhin sah er, wie er lächelnd dastand, mit dem großen javanischen Strohhut in der Hand, während der Seewind in seinem lockigen braunen Haar spielte, sehr gut aus.

„Sie erinnern mich an — an,“ sie suchte in ihrem Gedächtnis. „Ah, ich hab's! An meinen Bruder Jan; den müssen Sie doch eigentlich kennen, Mynheer Roos? Sie nennen ihn den leckern Jan, weil er immer so lecker, so zierlich und hübsch einher geht . . .“

Zu seiner lebhaften Freude entsann sich Rupert, daß er den „leckern Jan“ kenne. Er wußte auch jetzt plötzlich, daß es ein van Zacher sei, aus dem großen Kaffee-Exporthouse. Wie er nur diese Beziehung so lange hatte vergessen können! Aber nicht allein die Freude, eine neue Antnäpfung gefunden zu haben, ganz besonders eine höchst angenehme Empfindung, dem Erwähnten zu gleichen, schwollte sein Herz mit Wohlgefühl. Der „leckere Jan“, etwas älter als er, war allgemein als „schöner Axel“ bekannt, und so war die von der eigenen Schwester desselben geründete Ahnlichkeit eine äußerst schmeichelhafte Thatjache für Rupert.

Er beeilte sich, diesen Vortheil geschickt auszunutzen, lehnte sich neben sie in's Gras und fragte, ob sie nicht Portrait zeichne, ob sie keine Skizze von Jan und ihren übrigen Verwandten im Buche habe, vielleicht erinnere er sich noch, diesen oder jenen zu kennen.

Flore ließ das Schiff segeln und zeigte dem Gefährten willig ihre Slizzen. Sie hatte allerdings vor der Abreise mehr oder weniger gelungene Versuche gemacht, die ihrigen zu zeichnen. Rupert erkannte zu seiner Freude das Bild einer Cousine von ihr, mit der er im Hotel des General-Gouverneurs zu Nijswylt auf einem Balde mehrfach getanzt hatte.

„Ah, dann hat Gabriele mir von Ihnen erzählt! Sie liehen meiner Tante Ihren Wagen, da Hogezaand's Phæton ausblieb! Nun weiß ich genug von Ihnen,“ — und sie drohte ihm schelmisch mit dem erhobenen Stifte.

Die Bahn zu einer Menge von Fragen und Erinnerungen war gebrochen. Die Beiden fühlten sich plötzlich als alte Bekannte, als einem Kreise angehörig, der sich in der Fremde um so enger schloß. Sie lebten wieder in ihrem Geburtslande, und ein gleiches, wonniges Heimgefühl erfüllte sie.

Als Flore endlich an den Rückweg dachte, war es weit über ihre gewöhnliche Frühstücksstunde hinaus. Mit Schreck erinnerte sie sich ihrer versäumten Hausfrauenpflicht. Sie begriff nicht, sich so verplaudert zu haben und bat ihn, dies zu entschuldigen und nur lieber gleich mit ihr unten im Strand-Hotel zu frühstücken. Er hatte bis jetzt die Verspätung noch nicht empfunden, spürte aber, da sie derselben erwähnte, großen Hunger, und nahm also ihre Aufforderung gern an.

Und wie reizend erschien es ihm dann, allein mit ihr unter der flatternden Marquise auf der Gallerie zu sitzen und von ihr bedient, sich's schmecken zu lassen!

Als sie nach Hause kamen, fand Flore eben noch so viel Zeit, sich zum Diner umzuleiden; Lubang mußte die Herren allein abholen.

Hendrik trat mit der besorgten Frage, ob sie nicht wohl sei, bei seiner Frau ein. Sie aber erzählte ihm freudig und belebt von dem angenehmen Morgen, von den herausgefundenen Beziehungen zu Mynheer Roos, der eine Liebe ihrer Cousine Gabriele sei, und wie sie ganz und gar die Zeit vergeissen hätten.

„Siehst Du, Kind,“ sagte Hendrik zufrieden, „etwas so Unangenehmes wie Du ansäglich meinstest, habe ich Dir doch nicht ausgeladen, und die wenigen Tage, die Du ihn noch zu unterhalten haben wirst, sind ja bald herum . . .“

Bei Tisch fragte Flore ihren Mann, ob er nicht auch finde, daß Mynheer Roos ihrem Bruder Jan gleiche und vertheidigte diese Meinung, besonders gegen den absprechenden Pieter, bis in alle Einzelheiten.

Rupert hatte sich dabei auf ihren Wunsch bald so, bald so zu wenden, damit man sein Profil, den Fall seines Haars, die Haltung des Kopfes genau sehe, — eine Forderung, welcher er geschmeichelt durch die Beachtung, gern nachkam.

Bevor man zur Nachtruhe auseinander ging, lud Pieter den Gast ein, morgen mit nach Amsterdam zu fahren und dort unter seiner Führung verschiedene Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Rupert konnte nicht umhin zuzustimmen, er verneigte sich indeß mit einer gewissen steifen Zurückhaltung.

Der einsame Morgen wurde Floren sehr lang. Sie hatte sich nun schon daran gewöhnt, für den Fremden zu sorgen und seit gestern, wo sie sich so gut unterhalten, war er ihr eigentlich kein Fremder mehr. Er war in ihr Leben getreten, hatte Farbe und Gestalt gevonden. Bis dahin hätte er ihr nach ein paar Wochen wieder begegnen können, ohne daß sie sich seiner genau erinnert haben würde. Jetzt wußte sie, daß sie ihn nicht vergessen könne. Es war doch sehr hübsch gewesen, so von Batavia zu plaudern. Ja, ihr Geburtsland war herrlich! Lebhafte als bisher, — seit ihrem Aufenthalte in Europa, — regte sich die Sehnsucht nach Ostindien. Die Hoffnung, ihre Familie bald hier zu sehen, die vielen neuen Eindrücke, und besonders ihr ungetrübtes Zusammenleben mit Mann und Kindern, hatte sie noch zu seinem schmerhaftesten Heimweh kommen lassen, wenn eine gewisse Sehnsucht auch immer in ihr gewesen war. Jetzt aber fühlte sie ein peinvolles Sehnen. Sie unterließ die Fahrt nach dem Seebade, sandt nun aber nirgends Ruhe. Endlich saß sie mit einer Mappe voll Ansichten von Java in der Weinlaube und vertiefte sich bald in dies, bald in jenes Blatt.

Ein leichtes Geräusch ließ sie aufblicken; sie traute ihren Augen nicht: da kam ja auf dem Kieswege, der zu ihrer Laube führte, Mynheer Roos auf sie zu. Sie erblaßte, es würde ihrem Manne doch nichts zu gestoßen sein? Gespannt fuhr sie empor.

„Bitte nicht zu erschrecken, Mesrouw; ich bin Mynheer Pieter ten Brook's durchgegangen.“ Er trocknete sich die Stirn und lachte ausgelassen über seinen wohlgelungenen Streich. Dann zog er einen Gartenstuhl heran, setzte sich ihr gegenüber und begann zu erzählen: Wie Pieter, der ihn hierhin und dahin geführt, im Zoologischen Garten von einem Herrn angeprochen worden wäre, — wie eine unausschreibbare Geschäftssache ten Brook abgerufen habe, und wie dieser alsdann mit der Bitte um Entschuldigung und der Aufforderung, sich bis zum Abendzuge allein zu unterhalten, abgegangen sei.

„Was sollte ich, Mesrouw, bei den Bestien?“ fuhr Rupert mit einem neuen Ausbruch von Heiterkeit fort. „Ich wußte einen viel angenehmeren Ort. Kaum hatte Mynheer Pieter den Rücken gewandt, so fuhr ich zur Bahn, sprang in den eben bereitstehenden Zug und war binnen einer Viertelstunde auf dem Bahnhofe von Haarlem.“

Lubang kam eben, um zum Lunch zu rufen. „Es ist ja vorzüglich, daß ich gerade dazu eintreffe!“ sagte Rupert sehr befriedigt und reichte Flore den Arm, um sie zu führen. Vergnügt nahm sie ihn an; es gewährte ihr eine leise Befriedigung, den strengen Schwager, vor dem sie einen ihr unbequemen Respect empfand, angeführt zu sehen, und in der Laune zweier Kinder, die der Schule entlaufen sind, schritten sie in das Esszimmer.

„Wie entschädige ich Sie für den Zoologischen, Mynheer?“ fragte Flore, während sie speisten. „Mein Mann erwartet von mir, daß ich Ihnen ein Vergnügen bereite. Lassen Sie uns in Raamsingels große Gärtnerei gehen. Es stehen eben jetzt fast unabsehbare Felder von Hyacinthen, Tulpen und Anemonen in voller Blüthe.“

Er hatte freudig zugestimmt, und dann wanderten sie zwischen den in allen Farben prangenden Feldern hin und her. Ein berausfordernder Duft umgab sie, Schmetterlinge gausten über den Blüthenkelchen, und die Sonne schien warm, ohne der Luft ihre würzige Frische zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Das Räthsel der Liebe.

Novelle von Hermine Billinger.

**G**esetzlich wohl,“ weiterete der Herr Pfarrer in dem Kirchlein zwischen Klein- und Groß-Au von seiner Kanzel herunter, „wenn die Glöckle aus dem Thurme verlunden thät: Wein, Bier, Wein, Bier, da lämen die Bauern gelaufen und keiner wollt' der Legte sein; aber bim, bim, bim, da preist' s nicht, und jeder denkt: 's hat Zeit, 's hat Zeit. Ich aber sag' Euch: 's hat keine Zeit! Unser Herrgott will nicht immer der Legte sein, der, um den man die wenigen Umstände macht; unser Herrgott will der Erste sein in unserem Denken, er will der Erste sein in unserer Liebe! Was aber haben die Bauern von Klein- und Groß-Au für einen Begriff von der Liebe? O Sacrament, was wissen die vom dreizehnten Kapitel an die Corinther? Ja, wenn's ein Kapitel der Thucher gäb, das wüßten sie auswendig, das könnten sie hinter Ichnatypel, wie's Vaterunser, wie's aber im Kapitel der Liebe zugeht, allwo es heißt: die Liebe ist duldnass; sie ist saniat; sie thut nicht ungebührlich; sie sucht nicht das Ihre; sie erträgt Alles; sie glaubt Alles; sie hoffet Alles; sie übersteht Alles, doch davon habt Ihr nicht mehr Verständniß, als Eure Gänse auf dem Anger und Euer Vieh im Stalle, denn Ihr seid unduldsam und grob; Ihr thut ungebührlich und sucht nicht das Eure; Ihr erträgt nichts und glaubt nicht, und Eure Liebe überdauert nicht einen Tag. Darum, so lange die Welt steht, seid und bleibt Ihr nichts Anderes und Besseres, als Ochsen, die man umsonst in's Ohr kneift. Amen.“ Nach welchem kräftigen Schlüsse der Herr Pfarrer seinen Segen über die Gemeinde sprach und die Kanzel verließ.

Draußen auf dem lindenbesetzten Platz blickten die Männer und Burzle noch eine Weile befrüchteten stehen und framten ihre Politik und sonstige Weisheit aus, während die Weiber, welche die Predigten besser zu beherzen pflegen, mehr oder minder erbaut beheimaten, um nach dem Essen zu stehen.

Unter dem kleinen Portale der Kirche waren die beiden, Groß- und Klein-Au zugehörigen Pflegekirchweibern zurückgeblieben, die allsonntags im Gottesdienste zusammentrafen und zu Ende deselben, meist nach kurzer Begrüßung, wieder aus einander gingen. Deute indeß scheinen es die Baumherzigen bei den paar Worten nicht belassen zu wollen, sondern blieben eine gute Weile in leisen Gespräche einander zugeneigt; die Kleinere, mit ihren in Frömmigkeit und Pflichterfüllung gleichsam erstarrten Gesichtszügen, gab der anderen ausführlichen Bericht über den Stand der Dinge in Groß-Au, sie besonders vor dem letzten Haufe im Orte warnend, in welchem zwar sehr arme, vor allen Dingen aber höchst unchristliche Leute wohnten.

Der Wuchs der zweiten Schwester war hoch, von einer edlen Stille; wie denn überhaupt die Natur an dieser Erziehung nichts untätig oder halb gelassen; sie hielt den Kopf gesenkt, wie im Lauischen begriffen, allein ihre Augen blickten über die Sprecherin weg nach dem im Grünen versteckten Dörfchen Klein-Au, und um den vollen Mund, dem häufiges Lachen seinen Stempel aufgedrückt, zuckte es von Zeit zu Zeit wie verhaltenes Weh.

„Und Ihr, Schwester Clemence,“ schloß die Kleinere ihren Bericht, „was habt Ihr mir über die Leut' von Klein-Au zu sagen?“

„Es sind gute Leut',“ lautete die Antwort, „Ihr dürft gezt in jedes Haus einzutreten, wohin man Euch ruft, Schwester Pia.“

„So?“ wunderte sich diese. „Gezt Alles des Sonntags in die Kirch', habt Ihr keine Säuber, keine Weiber, die in Hofstatt und Sünde leben und dem lieben Gott den Tag abschließen?“

„Nun, Heilige werdet Ihr freilich nicht finden,“ meinte Schwester Clemence mit eigner Ungeduld im Tone; „s' sind halt Menschen, wie wir auch; gelobt sei Jesus Christus —“

„In Ewigkeit,“ murmelte Schwester Pia und eilte ihrem neuen Bestimmungsorte zu.

Schwester Clemence ging weniger rasch; sie schaute sich sogar einige Mal um, wobei ihr eine Thräne nach der anderen langsam über die Wange lief.

Auch die Bauern der beiden Dörflchen, die eine zähe Geringfügung für einander von Generation zu Generation vererbten, trennten sich, als der junge Löwenwirth von Klein-Au, der, wie allsonntags, unter lebhafter Geberdenbegleitung den Groß-Auern bewiesen, daß die Hühner von drüben von derselben Fabrikation seien, wie die von hüben, also von zweidotterigen Eltern nicht die Nede sein konne, als der junge Löwenwirth plötzlich die Landstrasse entlang, der Schwester Pia nachstritte und in die Worte ausbrach:

„Wetter und Hagel, was will denn die bei uns?“

„Was wird sie wollen?“ lachte ein Burzle von drüben. „Ich weiß, wir kriegen endlich auch einmal die Schwester Clemence, Ihr habt sie lange genug gehabt.“

Da machten sich die Männer von Klein-Au, ohne weiter ein Wort zu verlieren, hurtig auf den Heimweg, und wie sie so dahinschliefen, sahen sie aus, als stieße ihnen allejamini ein heilloser Schred in den Gliedern.

Der Löwenwirth war der Erste, welcher im Orte anfam, und obgleich ein Fuhrwerk vor seinem Hause stand und ihm der Knecht zurief, es sei jemand drinnen, nahm er nicht die geringste Rüts davon und schoß um die Ecke, auf das geringe Häuslein zu, dem letzten in der Seitengasse; es war das Schwesterhaus, und der Mann hatte ein Recht, hier einzutreten, denn drinnen lag sein frisches, mutterloses Kind. Er stolpste und trat über die Schwelle. Die Schwester hatte eben das Kleine aus dem Bettchen genommen; sie lächelte und sprach begütigende Worte, allein das Kind starzte sie erst groß an und brach dann in ein Wehegeschrei aus, daß den Anwesenden die Ohren gellten.

„Ja, ich möcht' auch schreien,“ fuhr es dem Löwenwirth durch den Kopf; „das ist ja ein verdammter Unterschied, ein verdammter.“

Laut meinte er: „So ein Kind gewöhnt sich halt an ein Geächt: gebt's her, Schwester, ich will's ein wenig halten. Habt Ihr Euch einmal wollen die Leut' von Klein-Au ansehen?“

„Ich bin daher verfehlt,“ gab sie zur Antwort, „und Schwester Clemence hinüber.“

„Ja, aber warum denn?“ entfuhr es dem Manne.

„Darnach fragen wir nicht, unsere Sache ist — gebrochen; was aber,“ fügte sie hinzu, „thut denn der große Lehnsstuhl im Zimmer? Das ist ein weltliches Möbel und kommt und nicht zu.“

Der Löwenwirth mit seinem Kinde nahm mit einer gewissen Haft in dem Stuhle Platz.

"Ich hab' ihn bereingestellt," sprach er, "als Schwester Clemence keine Nacht zum Schlafen kam, — wegen dem Kinde, — sie hat mir viel gethan, — auch die Frau zu Tode gepflegt und mich aufgerichtet."

"Das ist unsere Schuldigkeit," sagte Schwester Pia.

"Und wenn Du mich zehn Tage hinter einander aus dem Wasser ziehen hättest," dachte der Löwenwirth, "s' würde mir doch gleich sein..."

Die Schwester machte sich im Hause zu schaffen, und Vater und Kind blieben allein und schauten einander an. Auf des kleinen Wangen sahen noch dicke Thränen, und der Mann wischte sie mit dem Daumen weg. "Armer Fratz," murmelte er, "jetzt bist' halt wieder um's Best' gekommen; gelt, das war anders, als sie so schön städtlich im großen Stuhle sass und Dich mit ihren Augen ansah und aufnahm und an sich drückt und Herzle nommte, — gelt, da hast Du jauchzen können und Dein elendig's Körperle vergessen, und auf der Welt nichts vermisst, — armer Fratz, Du!"

Und der Löwenwirth mußte plötzlich wieder ein paar Thränen von des Kindes Wangen wischen, obwohl es beruhigt von des Vaters Stimme, die Augen zum Schlafen geschlossen.

"Ist's wahr, Löwenwirth, ist die Schwester Clemence fort?" hieß es aus jedem Hause, über jedem Gartenzinne, als er die sonntäglich gesegnete Gasse entlang schritt.

"Ist's wahr?" schrieen die Kinder und stellten sich ihm in den Weg und hingen sich an seinen Rock.

Und als seine Zweifel mehr obwalterten, als Jeder wußte, daß die liebe, sonnige Gestalt nirgends mehr Einkehr halten, und Groß und Klein mit ihren heiteren Worten erquickten würde, da war's gerade, als ob sich plötzlich alle Gefundenen frauk und die Kranken dem Sterben nahe fühlten. Der Ort sah aus wie verwaist; sämtliche Kinder waren von Groß-Au gezogen, und die weißhaarigen Männer und Frauen, welche sonst ihr Nachmittagssündchen plaudernd vor der Hanstür zubrachten, saßen grölend hinter den Scheiben und behaupteten zu frieren, obwohl die Sonne am wolkenlosen Himmel brannte.

Im Wirthshause wurde verdächtlich getrunken, und als sich ein Groß-Auer blicken ließ, slog er hinan.

"Aber Eure Schwester Clemence haben wir doch," schrie er höhnischend zurück; "die seid Ihr gar nicht werth, Ihr Grobiane; für Euch ist die Pia mit ihrem frommen Maule grad' recht!"

Der Löwenwirth kam und ging und fand keine Ruhe; das Dasein schien ihm wie verdet. Er wollte den Bauern die vollen Gläser forttragen und brachte ihnen leere; ein geradezu physischer Schmerz nagte ihm am Herzen und peinigte ihn zum Verkündern. Sich zu sagen, daß er sie nie mehr mit dem Kinde auf dem Schoße in dem Lehnsstuhle sollte sitzen sehen! Zu jeder Tageszeit war er hinüber gelaufen, und was ihr der Beruf auch Schweres brachte, er fand sie immer frisch, immer heiter, und ihr Lachen war ein Herzenstrost.

Der Löwenwirth, ein großer, kräftiger Mann, der schon mit Vielem im Leben fertig geworden und nach dem Tode seiner Frau, die er leidenschaftlich geliebt, die Aeußerung gethan: "Jetzt kann meinthalben die Welt zusammenfallen!" der Löwenwirth wußte plötzlich von der ganzen Vergewissung des damaligen Augenblickes nichts mehr, als daß er neben dem

Lager der entschlaufenen Frau auf dem Boden gelegen und Schwester Clemence plötzlich sein Haupt mit ihren beiden Händen aufgerichtet und gefragt: "Wie könnt Ihr so leben, Mann; schaut in den Frieden dieses Gesichtes und kommt zu Euch!"

Und er erinnerte sich, daß er sich aufgerichtet, daß sein Haupt an der Schulter der Schwester lehnte, und sie so mit einander gebetet.

schaffte, die Kinder wusch, eine Suppe kochte, den vom Schlag getroffenen Mann versorgte und es binnen kurzem dahin brachte, ihm das Unschädelagen und Fluchen abgewöhnen.

Nun war's still in dem dumpfen Raum; die Kinder, fünf an der Zahl, schliefen; der Mann schmachtete, und Schwester Clemence bedeutete dem armen Weibe, sich ebenfalls schlafen zu legen.

"Ich weiß seit Wochen nimmer, wie schlafen thut," meinte diese, "am End' hab' ich's ganz verlernt."

"Ist denn Schwester Pia nie zur Nachtwache da gewesen?"

"O, was denkt Ihr die ist gar frömm, und bei uns ist Geschimpf und Gesluch' alle Tage! Als meine Schwester starb und die drei unverlorenen Kinder hinunterlief, zog ich hier in's Haus, um mich der kleinen anzunehmen, — ich dachte ja nicht, daß ich's so schlecht haben würde!"

"Seid Ihr verheirathet oder führt Ihr dem Manne nur die Wirthshaft?"

"Verheirathet?" wiederholte die Frau aufschauend, "o nein, zum Heirathen hab' ich ihn nicht lieb genug gehabt!"

"Wie meint Ihr das?" fragte die Schwester. "Ihr habt doch aus bei dem Manne, und er scheint ein grober Gesell zu sein?"

"Grob?" lächelte das Weib, "das ist noch viel zu gut für so Einen. Der hant mich, wenn er mich sieht, und schaffen thut er auch nichts, weil er mit allen Leut' Händel kriegt, aber zum Verlassen dauert er mich, den nimmt ja Keine, und verhungern thät er auch, wenn ihm Niemand eine Suppe kocht; er ist halt ein schlechtes Gemüth, aber die Kinder hat er gern, und so halt' ich ans, 's muß doch Eins für ihn sorgen, zum Komod' haben ist man ja nicht auf der Welt, aber zum Heirathen, nein, dafür hab' ich ihn nicht lieb genug gehabt, daß hätt' ich ja vor dem Altar liegen müssen, wenn mich der Herr Pfarrer d'rinn getragt hätt'."

Schwester Clemence zog das Weib, dem die schweren Augenlider immerfort zufließen, näher an sich heran und bettete das Haupt der Braven in ihrem Schoß. So saß sie, die einzige Wache, und die Stunden rannen ihr dahin wie Minuten. Sie war in dies Hand getreten mit einer Seele voll Wissal und Kummerlich, all ihre Denken und Lieben zurücklassend bei dem Kinde, das sie mit Mühsal und Noth dem Tode abgegrenzt, bei dem Manne, an dessen Umgang ihr Herz gehangen. Nun kam's wie Friede über sie beim Anblide der schlafenden Däudiner, die "Alles ertrug und Alles überstand", in ihrer Einfalt nicht wissend, daß sie damit die Liebe, die sie leugnete, in ihrer höchsten Gewalt ausübte.

"Und das, was in mir hämmert und pocht, was mir die Ruh' nimmt und den Frieden," fragte sich Schwester Clemence, "und meine Seele frackt zum Sterben, was ist das?"

Sie barg das Antlitz in den Händen, in ihrer Rathlosigkeit nicht bemerkend, daß sich die Thür geöffnet. Zum nächsten Augenblide stand der Löwenwirth in der Stube. Sein sonst lebhaft gesärbtes Gesicht war tief bleich, und seine Lippen bebten, als er die Worte sprach:

"Wir sind gekommen, Euch zurück zu holen, Schwester Clemence, wo Ihr hingehört."

"Löwenwirth," stammelte sie, "seid Ihr bei Trost? Geht heim um des Himmels willen!"

"Nicht ohne Euch, und müßten wir's bei den Groß-Auern mit Wrod und Todtschlag durchsetzen."

Schwester Clemence erhob sich; sie ließ das Haupt des



Renitent. Von Mizi Wunsch. — Siehe Seite 80.

Repro einer Photographie aus dem Verlage von J. Löwy in Wien.

Es war aus mit seiner Besinnung. Er trank weit mehr, als ihm zuträglich war, und als der Abend kam, daß er flüsterte mit ein paar Gesellen zusammen und traktierte und beschwätzte sie, bis die Kraft seiner Veredsamkeit, mit Hülfe des Weines, die Gemüthe beherrschte und gewonnen; dann mußte der Knecht anspannen. Man fuhr vor das kleine Haus in der Seitenstraße und lud Schwester Pia auf, ob sie wollte oder nicht; hierauf fuhren sie gen Groß-Au, wo Alles schlief, und nur einziges Licht noch brannte in der letzten Hütte des Dorfes.

"Dort ist sie," sagte der Löwenwirth und setzte Schwester Pia vor dem leerem Schwesterhause ab, "dort werden wir sie finden."

Und dort war sie, wie eine Lichtgestalt aus einer Umgebung jämmerlichen Elends ragend. Ein Weib, gebeugt von Arbeit, Noth und Mißhandlung, hinstie, sich fortwährend bedenkend, hinter Schwester Clemence drein, die wie der Blitz Ordnung



Hinter alten Folianten. Von Eduard Gröhner. — Siehe Seite 80.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Union in München.

fest schlafenden Weibes saßt auf das Lager des Mannes gleiten und trat vor's Haus. Als sie in die erregten, weinjeligen Gesichter der Bauern sah, die sie mit unterdrücktem Freudengechrei umringten, merkte sie, daß hier nichts mit Vernunft auszurichten war und eine Weigerung nur zum Schlechten dienen konnte.

"Hände weg," sprach sie und stieg in das Gefährt. Die Männer nahmen eilig Platz, und so ging's durch die Nacht. Mit dem Taumel der Weinsegen aber war's vorbei; ernüchtert, in stummer Ehrfurcht starren sie auf ihren Raub hin, und hoch aufgerichtet, strengen Blicks saß Schwester Clemence in der Männer Mitte, die Hände in den weiten Ärmeln ihres Gewandes.

Vor dem Schwesternhaus in Klein-Au wurde ausgesteigen; die Bauern trollten sich beim Löwenwirth trat mit Schwester Clemence über die Schwelle; drinnen machte er Feuer, mit Händen, die wie Espenlaub zitterten; sie war zum Beischen geschritten und hatte das Kind herausgenommen, obgleich es schief; nun nahm sie in dem hohen Lehnsstuhle Platz, und der Löwenwirth stellte das Licht neben sie auf den Tisch.

"Gottlob, daß ich Euch wieder dassjenen seb," stammelte er und starre auf das Kind.

"Ihr habt eine große Dummheit gemacht, Löwenwirth," sprach Schwester Clemence.

"Das ist mir all eins," unterbrach er sie, "wenn man einmal merkt, daß man ohne einen Menschen nicht leben kann, so besinnst man sich nicht lang!"

"Und remst ihn und sich in's Unglück," fiel sie ihm in's Wort.

"Ich kann nicht anders," schluchzte der starke, gewaltige Mann auf, "ich las' nicht von Euch, — und müßt' ich mit der Henkabel vor Eurer Thür Nach' halten!"

"Auhig," wehrte sie, "Ihr weht das Kind."

Aber es röhrt ihn hin: "Habt Ihr denn kein Herz, fühlt Ihr nicht, wie's in mir brennt, kommt Ihr nicht begreifen, was Liebe ist?"

Ta erhob sie sich: "Ich hab's begriffen, Gottlob, aber Ihr nicht, Löwenwirth, denn Ihr suchtet blos das Eure; Ihr denkt nicht an mein Elend, an meine Schwäche, an mein Leid und meinen Jammer; Ihr denkt nur an Euch, an Euer Verlangen, an Eure Wünsche, und das ist die Liebe nicht, wie sie Gott der Herr verlangt von uns Menschen, wie sie uns heut verständet worden von der Kanzel. Denn wenn ich mein Gelübde vergaße, und Ihr vergähet, wer ich bin, so läm' das Verderben über Euch und mich, und wir können uns nichts Schlimmeres antun, wenn wir uns häften. Ich hab' es bemerkt, noch vor Euch, daß unser Zusammensein kein Gut mehr ist, und bin um die Vergebung eingekommen; ich bin in Würde und Traurigkeit aus diesem Hause geschieden, aber als ich drüben anlange, erlösch ich mir in der elendigsten Hütte die Gnade Gottes. Und darum bin ich ruhig aufgestiegen und mit Euch hergefahren, weil ich gewußt, der Löwenwirth läßt mich wieder gehen, wenn ich mit ihm geredet."

Sie drückt das Kinderköpfchen einen Augenblick gegen die Wangen und reichte das kleine dem Manne hin, dann schritt sie zur Thür. Aber schon stand der Löwenwirth davor, faum fähig, zu sprechen; mit glühenden Augen, das Kind im Arm, verschwand er ihr den Ausgang.

"Die Lieb', so wie sie in meinem Herzen brennt, daß ein Mann wie ein Baum fast zusammenbricht, die hat das höchste Recht, die ist ja groß!"

"Noch lange nicht groß genug, Löwenwirth," unterbrach ihn Schwester Clemence, die gesetzten Hände wie beschwörend gegen ihn aufstreckend, "erst wenn Ihr Euer Herz bezwingt und mich meiner Wege gehen läßt, dann liebt Ihr mich ja, wie ich Euch liebe, dann ist mir Eure Liebe groß genug."

Und er, auf's Tiefste erschüttert, trat zurück und röhrt die Thür auf, und Schwester Clemence schritt hinaus in die stille, sternenhelle Nacht.

Römernd verboten.

### Toiletten-Geheimnisse.

Plauderei von Balduin Groller.

**G**es ist mir nicht bange, meine Gnädigste, — anfangen werden Sie, zu lesen. Toiletten-Geheimnisse! Oh! Man hat sie zwar nicht nöthig, Gott sei Dank, aber es wird so viel davon gesprochen, man hört dies und das; man möchte ja doch auch einmal wissen, ob und wie und wo? Es soll ja in der That ganz merkwürdige Geheimnisse geben. Man liest manchmal von einer berühmten Emailleurin in Paris oder in London, die im Stande sein soll, Damen, die es nöthig haben und bezahlen können, Gesicht und Schultern mit einem Email-Überzug zu verziehen. Das ist zwar eine Ungeheuerlichkeit, aber doch immerhin eine merkwürdige und interessante Sache. Ob denn auch etwas Wahres daran ist? Nun, wir werden ja sehen. Wenn der Autor nur halbwegs gewissenhaft ist, muß er doch bei der Erledigung seines Themas auch darauf zu sprechen kommen. Der Autor, — richtig! Sehen wir einmal nach, wer eigentlich der Verfasser ist. Wo steht denn nur sein Name? Da ist er ja, — daß ich das nicht gleich gesehen habe! Das ist ein alter Fehler von mir und vielen meiner leidenden Mischschwestern. Wir kümmern uns zu wenig um die Verfasser und um ihre Namen. Wir leien einen Roman, unterhalten uns ganz gut dabei, erzählen vielleicht auch unseren Freundinnen den Inhalt; wenn wir aber dann nach dem Namen des Verfassers gefragt werden, so haben wir ihn regelmäßig schon vergessen. Aber, — wovon hatte ich denn gerade vorher gesprochen? Ich hab's schon; ich wollte nur wissen, wer das eigentlich ist, der uns da die Geheimnisse enthüllt will. Balduin Groller, — Bal, — mir ist's doch, als hätte ich von dem schon etwas gelesen, vielleicht auch nicht, — wen kann sich denn das Alles merken! Einigermaßen verdächtig ist die Geschichte doch, — was versteht denn der von diesen Dingen!

Nie hat es ein prophetischeres Gemüth gegeben, als Sie, meine Gnädigste. Ihre füße Ahnung betrog Sie nicht, er versteht wirklich nichts davon. Als wohlerzogener Mensch habe ich Sie in Ihrem Monologe nicht unterbrochen, obgleich ich mit erschredender Deutlichkeit voraussehen mußte, in welche Spize Ihr Gedankengang auslaufen würde: in eine ganz schauderhafte Spize, die ich nun gegen meine Brust gerichtet sehe. Denn, — er versteht wirklich nichts davon. Aber ich versichere Sie, von allen seinen Fehlern ist das noch der geringste, und weil dem so ist, werden wir uns, da wir es hier nur mit

diesem Fehler zu ihm haben, am Ende doch noch verstehen.

So haben Sie doch nur ein Einsehen! Er versteht nichts, — das ist aber auch Alles. Sie werden nicht unblüßig sein wollen. Haben Sie denn je gefunden, daß der geringfügige Umstand, daß Einer, der von einer Sache nichts, aber auch rein gar nichts (blos nichts wäre ja noch sehr gut!) verstand, ihn je gebindert hätte, über jene Sache ein Buch zu schreiben, wenn er gerade ein solches schreiben wollte? Und hier soll es nicht einmal ein Buch werden, sondern, begreifen Sie die Grobmuth? — nur ein Artikel. Warum Grobmuth? Ganz einfach: Wer schenkt denn mir etwas?

Warum soll das Buch ein Vorrecht vor dem Artikel haben? Nur nicht ungerecht sein. Auch der Artikel will unter Umständen von einer Feder geschrieben sein, die keine blonde Ahnung re, oder, um mich kürzer und deutlicher auszudrücken, von einem Manne ohne Tunst. Sie wissen ja, ein richtiger Journalist muß um Mitternacht aus dem Bett gerissen werden können mit der Zummung, sofort zweihundertfünfzig Zeilen über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen der Mondälber, mit besonderer Berücksichtigung der Lehre Darwin's zu schreiben. Und dabei sind ihm die Mondälber noch eine Kleinigkeit, und er ärgert sich nur über die Darwin'sche Theorie, die ihm augenblicklich gerade nicht einfallen will.

Aber das Richtsverstehen macht gar nichts, — darüber sind Sie nunmehr höchstens vollkommen beruhigt. Ich werde aber sofort auch ganz entföhnt, in einer wahren leuchtenden Glorie vor Ihnen stehen, wenn Ihnen bekenne, daß ich überhaupt nicht daran denke, über Toiletten-Geheimnisse zu schreiben!

Wie beliebt? Ich habe nicht recht verstanden. Das ist stark, haben Sie gesagt? Nicht? Ich dachte. Die Sache ist nämlich wirklich nicht so schlimm. Sie sind bisher mitgegangen, das ist sehr erfreulich für mich; und darum halte ich mich von meinem Standpunkt aus für vollkommen entschuldigt. Sie wären nicht mitgegangen, wenn ich nicht ein so verlorenes Schild herausgehängt hätte. Man möchte doch gelesen werden, — also ich bin wieder im Rechte. Und dann ist es nicht einmal der pure, aufgelegte Schwindel. Denn wenn ich auch nichts über Toiletten-Geheimnisse sagen will, so habe ich doch vor, den Versuch zu machen, Sie über das Geheimnis der Toilette zu unterhalten. Das ist zwar ein Unterschied, da aber das Geheimnis der Toilette schließlich und endlich doch auch ein Toiletten-Geheimnis ist, so bin ich zuguterletzt sogar noch ein sehr rechtschaffener Mensch.

Zetzt gebe es also wirklich und wahrhaftig los. Sollte jetzt noch der Vorwurf erhoben werden, daß ich von der Toilette nichts verstehe, so würde ich dazu nur mit ungeheurer Überlegenheit lächeln. Von Hans aus versteht überhaupt kein Mann von Toilette etwas, aber viele lernen es später. Man braucht nur einige Toiletten-Rechnungen bezahlt zu haben. Da geben einem die Augen erst über, dann aber auch auf. Wenn Einer auf der Straße ausgleitet, hinfällt und sich recht wehe thut, so sieht er sich instinctiv die Stelle, wo er gestürzt ist und sehr wehe gethan hat, genau an. So ist das mit den Rechnungen. Man hat sich gewaltig geschnitten, nun betrachtet man das scharfe Instrument genauer. Das Interesse erstreckt sich sodann von den Rechnungen auf die Toiletten; man sieht zu, warum und wofür; man kriegt ein Auge für die Mängel, und das Verständniß ist da, ist da, — ich bitte um Entschuldigung, — oft in einem höheren Maße, als bei den gerade in Frage kommenden Damen selbst.

Ein Geheimnis steht ohne alle Frage hinter der Toilette; ein Zweifel ist da gar nicht gestattet. Man mache sich die Sache nur gefällig klar. Ein junger Mann geht entzückt, bezaubert von einer jungen Dame. Er schwärmt begeistert von ihr und schwört, daß sie die Krone der Schöpfung sei. Ihr Geist, ihre Liebenswürdigkeit, ihr engelgleiches Wesen haben es ihm angehan, und das Alles wäre ja noch kein Unglück, wenn nur nicht auch eine schwere Menge vom kritischen Ergründen zu gewärtigen wäre. Natürlich bewundert er nicht nur ihren Geist, sondern auch ihre Künste und ihre Schönheit; wenn Sie ihn aber fragen werden, „was Sie angehabt haben“, die Engelgleiche, dann wird er die Augen weit aufreihen und Sie groß anschauen, er wird, — ich wette hundert zu eins, — keine Ahnung davon haben. Ebenso hohe Odds kann aber jeder Bootsmäster dafür legen, daß von der befriedigenden Wirkung, die auf den Jungling ausgeübt wurde, ein gut Theil auf Rechnung der Toilette zu setzen ist, der Schlaufosy hat das nur einfach nicht bemerkt. Und so feiert die Toilette ihren eigentlichen und schönsten Triumph.

Man könnte mir einwenden, ich übertriebe, und eine so wichtige Rolle spielt die Toilette denn doch nicht. Wohlan, ich warte auf den Gegenbeweis; so lange mir aber der nicht erbracht ist, und so lange ich durch ihn nicht belehrt und eines Besseren belehrt worden bin, lege ich in heiligem Überzeugungseifer die Hand auf's Herz und bestehe, daß ich Wahrheit, die lautere Wahrheit, und nichts als die Wahrheit verkünde. Die Probe auf die Rechnung ist ja sehr leicht gemacht. Man ziehe eine sehr hübsche Frau sehr vortheilhaft und eine weniger hübsche Frau sehr vortheilhaft an, und man wird finden, daß der von Hans aus sehr erhebliche Unterschied wesentlich vermindert, wenn nicht ganz ausgeglichen ist. Riehen Sie eine Venus von Milo oder die Bella di Tiziano wie eine Röchin an, und Sie werden erleben, wie Ihre Begeisterung sich herabstimmen wird.

Oedenentlich ruhen, ist halbe Füllierung, heißt es bei der Kavallerie, und ich möchte sagen, — wenn Sie mich ausreden lassen, und mich nicht vorher Steinigen wegen dieser verbrecherischen Ideen-Association, — ordentlich ruhen ist halbe Schönheit.

Es wäre ja aber auch geradezu tragisch, wenn dem nicht so wäre. Sicher haben Sie auch schon einmal etwas von der weiblichen Eitelkeit gehört; sie soll tatsächlich existiren, und ich weiß nur nicht, seit wie langer Zeit, und ob erst viele Jahrtausende seit der Erbschaffung des Weibes in's Land gehen müssen, ehe die weibliche Eitelkeit in die Ercheinung trat. Was glauben Sie? Ich glaube — ja, um mich ganz klar auszudrücken... nun denn, Menschenalter auf Menschenalter hindurch in unabsehbarer Folge haben Millionen und Millionen von Frauen und Jungfrauen mit hingebendem Eifer, mit nimmermüder Einfalt, mit Wit und Scharfsinn, oft mit Genie, mit Phantasie, mit Geschmad, das Studium der Toiletten-Wissenschaft betrieben, und nun sollte dieser millionenfache Eifer, Fleiß, das ganze emsige Studium nach so viel Jahrtausenden noch immer nicht das mindeste Resultat gezeitigt haben? Das wäre ein Gedanke, um verzweigt zu werden vom Fleiß weg. Wer vermeinte ein tragischeres Motiv zu nennen? Eine solche Summe von Bemühungen, und kein Resultat! Es wäre schrecklich, aber zum Glück ist das Resultat da, und war gleich da, als die erste Frau ihr Gesicht zum ersten Mal im klaren Quell

erblickte und dann vielleicht auf die geniale Idee verfiel, dieses erste Gesicht aus jenem ersten Quell zum ersten Male zu waschen. Das mag die erste der Toiletten-Künste gewesen sein, und man darf sich beruhigt der Überzeugung hingeben, daß sie sicherlich von kolossalster Wirkung war.

Die Toilette, — belogen Sie mich, ich weiß für „Toilette“ ebenso wenig einen deutschen Ausdruck, wie für „Feuilleton“, — die Toilette ist ein so compliciter, verwinkelner Begriff, daß ich in die größte Bedrängnis gerathen, wenn ich sie Ihnen definiren soll. Wäre ich ein Hegelianer, so könnte ich mir leicht helfen und sagen: die Toilette des Weibes ist das „unmittelbare und mittelbare An- und Umsein der passiven Kaufmäßigkeit“. Sie wollen aber nichts wissen von Hegel, und ich reiche Ihnen gerüft die Hand, — ich nämlich auch nicht. Versuchen wir's also auf andere Weise.

Eine Toilette ist ein Kleid, und zur Noth kann man auch die zu einem solchen gehörigen, durch besondere Farbe oder Form mit diesem in innigem Zusammenhang stehenden Schuhe, Handschuhe oder den Hut dazu rechnen. Die Toilette ist aber mehr. Sie stellt sich dar als das Gesammt-Ergebnis der weiter oben berührten millionenfachen Bemühungen und Studien. Zwischen „Toilette machen“ und einer „Toilette anlegen“ ist doch ein ganz gewaltiger Unterschied. „Sie ist ein läufiger erdachtes herrliches Bauwerk schon lange fertig, ehe es seine effectvolle Fazade erhält. Die Fazade ist sehr wichtig, aber sie ist noch nicht das Kunstwerk für sich. Eine Toilette fertigt die Schneiderin an. Toilette „machen“ muß die Dame selbst. Also die Toilette beginnt bei dem Scheitel und ist bei der Fußspitze noch nicht zu Ende. Zur Toilette gehören die Löffeln an der Stirn und am Nacken, so gut wie der Ring am Finger, das Armband, die Gürtelschleife und das Sammetband um den Hals. Zur Toilette gehört Alles, was ich sehe und was ich nicht sehe. Und hinter dieser Toilette steht ein Geheimniß, das auch ich ja nicht ergründen werde, dem man aber doch nachvögeln darf. All' unter Wissen bleibt da Stückwerk. Einges können wir aus der Erfahrung ableiten. Wie wissen, daß Sammet die Blöße hebt; wie wissen, daß sehr blonde Frauen sich besser in helle Farbe kleiden und sich in engen Kleider vortheilhafter präsentieren, als in weiten, die ihr Denkt, anstatt es zu beschönigen, nur noch mehr in's Licht sezen. Wir wissen ferner, daß sehr magere Damen nicht gut thun würden, sich zu einer Taille einen Stoff mit Langstreifen zu wählen, und daß sehr starke Damen sich geradezu lächerlich machen würden durch eine Taille mit Querstreifen, und endlich wissen wir, daß die zu üppiger Fülle neigenden Formen dem guten Geschmac entsprechend in dunkle Farben gehüllt werden sollen. Endlich haben wir Kenntniß von einigen Grundgesetzen der Farbenlehre für Blonde, Braune und Schwarze, aber was will das Alles sagen? Das sind unwichtige Einzelheiten, die gegebenen Falles auch falsch sein können. Das sind Andeutungen, rohe Ansätze, über welche hinaus erst die eigentliche Kunst beginnt, jene Kunst, von der wir nichts verstehen, und die eben auch mit zu dem großen, noch lange nicht ganz entdeckten Geheimniß der Toilette gehören.

Das Geheimniß wird auch nie ganz ergründet, die Wissenchaft nie ganz ausstudiert werden. Wie sollte das auch möglich sein, wo jede schöne Frau in der Lage ist, sich ein neues System zu erfinden, und wo jedes System, das da erfunden wird, ein richtiges und wohlbegündetes ist. Will man generalisiren, was freilich nicht immer gut ist, so könnte man wohl sagen, daß die Französinnen sich zu viel mit dieser Wissenschaft beschäftigen, die deutschen Frauen vielleicht zu wenig, und daß io ungefähr die richtige Mitte wohl von den Wienerinnen am besten eingehalten werde. Das ist eine Ansicht, aus der ich aber kein Kabinettfrage machen möchte. Ist sie falsch, nun, dann habe ich mich eben geirrt, es ist möglich.

Daß es ein Geheimniß vorwöllet, das haben wir schon an dem Beispiel des weiter oben citirten Junglings gesehen. Die Wirkung ist da, auch wenn die Wirkungs-Bedingungen von dem Opferlamm nicht erkannt worden sind. Wie und wodurch erzielt man aber nun solche Wirkungen? Ich freue die Waffen, ich bunge mein Haupt, ich weiß es nicht, und sehnlichst warte ich auf den Philosophen, der uns noch die allgemein gültigen Gesetze offenbaren soll.

Noch eine Frage möchte ich rätseln. Sie Klingt aber so jurchbar dummkopf, daß ich sie nur erröthend vorzubringen wage: Warum zieht man sich an? Sie müssen meiner Unschuld etwas zu gute halten. Nichts einfacher, — man will gefallen. Ich weiß, — aber damit ist die Sache noch nicht abgethan. Wenn will man denn gefallen? Einem? Mehreren? Allen? Entscheiden Sie sich, wie Sie wollen; ich lege kein Gewicht daran. Denn thatächlich ist die Frage so nicht zu erledigen. Das Gefallenwollen allein ist es nicht. Denken Sie sich einen Bade-Ort, wo vorwiegend Frauen weilen, oder denken Sie sich eine ausschließlich aus Damen bestehende Gesellschaft, — auch da zieht man sich sehr jüngstig an, und weiß, daß man nicht Gefallen, sondern fast das Gegenteil, nämlich Ärger erregen wird. Warum also doch?

Ich widerstehe der Logik, auf die hier maßgebenden Motive näher einzugehen, das würde uns ja vom Hunderten in's Tauendgang führen. Es ist nun einmal so: wenn man sich mit dem Toiletten-Geheimniß beschäftigt, so muß man gleich die ganze Psychologie des Weibes entwideln, und das ist mir, ehrlich gestanden, auf einen Sich doch etwas zu viel.

Zum Glück genügen die Andeutungen. So viel zeigen uns auch diese, daß es nichts Geringes ist um die Toilette und ihre Geheimnisse, und daß man unrecht thäte, klein von ihnen zu denken. Wir haben es da zunächst mit einer Künste zu thun, die geübt wird, wie jede rechte Kunst, in erster Linie um ihrer selbst willen. Die berechtigte Freude am Schönen gibt auch da den Ausdruck, und auch da ist der edle Endzweck die künstlerische Erhöhung der Wirklichkeit. Das ist vielleicht etwas dunkel, aber darum doch richtig. Sollten Sie aber aus meinen Worten noch immer nicht Kling geworden sein, so trosten Sie sich damit, daß ich es nie war. Das macht aber nichts; wenn man nur gesund ist! —



Nachdruck verboten.

## Erzherzogin Maria Theresia von Österreich.

Von Eugen Baron d'Albon.

Siehe das Portrait auf Seite 73.

**E**rzherzogin Maria Theresia, oder mit vollem Namen *Immaculata Ferdinandia Eulalia Maria Theresia*, ist die dritte Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, ältesten Bruders des Kaisers von Österreich, und eine Tochter des verstorbenen Infanten Dom Miguel von Portugal. Die Erzherzogin ist eine hohesvolle, wahrhaft fürstliche Erzeichnung von tadeloser Schönheit. Ihren Charakterkopf, von unseren hervorragendsten Meistern ebenso vielsach als gern reproduziert, finden wir als Motiv von Bildnissen und Allegorien in allen heimischen Illustrations-Werken. Die hohe Frau ist übrigens sehr häufig öffentlich zu sehen, und während sie bei offiziellen Anlässen gewöhnlich an der Seite des erzherzoglichen Gemahls zu Wagen erscheint, kann man die Fürstin auch sehr oft in den vornehmsten Straßen der Residenz höchst anspruchlos toilettiert, am Arme ihres Stiefsohnes, des vorauswährenden Thronerbens, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich und Este, prominent bemeisten Einkäufe, welche die hohe Frau in der inneren Stadt oder in den fashionablen Läden der Ringstraße zu besorgen hat, macht die Erzherzogin gewöhnlich zu Fuß ab. Großes Vergnügen bereitet es ihr aber, wenn es ihr hierbei gelingt, sich völlig unerkannt im dichtesten Menschen gewühl be wegen zu können. Eine wahre feine Freude macht es der Erzherzogin, für die Armen und Notleidenden Vorsorge zu tun. Die Prinzessin ist denn auch die höchste Schutzmutter zahlloser humanitärer Institute, deren Aufblühen die hohe Frau in freigebigster Weise unterstützt und fördert. Sie begnügt sich hierbei nicht allein damit, die unter ihrem Protektorat stehenden Frauenvereine, Kinder-Erziehungsvereine, Mütter und Spitäler reichlich zu beschenken und die Vorstände und Aufsichtsdamen dieser Stätten edelster Menschlichkeit und reinsten Rücksichtnahme behufs Errichtung von Vorträgen über laufende Angelegenheiten regelmäsig zu empfangen, sondern sie widmet einen großen Theil der Tagesstunden den Besuchen der Anstalten selbst, in welchen sie, einer guten See gleich, von einem Blespling zum anderen schreiten, mit jedem sprechend und für jeden ein herzliches Wort findend. In der Weihnachtszeit giebt es in dem Viertel, in welchem sich das erzherzogliche Palais erhebt, immer einige Erregung. Da veranstaltet die Erzherzogin zwei oder drei Tage vor dem eigentlichen Christabend eine wahre und rechte Kinderfeier. Eine Anzahl armer Kinder des vierten Wiener Bezirks (in diesem wohnt das erzherzogliche Paar) wird von der Erzherzogin und ihrem erlauchten Gemahls mit Christgeschenken reich bedacht. So war es auch am letzten Weihnachtstag. Dienstag vor dem Feste begaben sich acht recht dürftige Kinder, vier Knaben und vier Mädchen, welche die Schule in der Paulanergasse besuchen, unter Führung des Pfarrers Müller von den Paulanern und des Lehrers Strohschneider, paarweise geordnet, in das erzherzogliche Palais. Dieselben wurden sofort in den im ersten Stockwerke befindlichen kleinen Speisesaal geführt. In der Mitte des Salons stand ein schon geschmückter Weihnachtsbaum und um denselben Tische, auf welchen die Geschenke, von einem weißen Tuche bedekt, ausgeschrieben lagen. Kurz nach drei Uhr traten die Erzherzogin und ihr hoher Gemahl, begleitet von ihren Kindern, in den Salon. Die Kinder hatten sich um den hell erleuchteten, prächtig gepunzten Weihnachtsbaum gruppiert. Nachdem ein Mädchen ein artiges, der Gelegenheit angepasstes Gedichtchen gelesen hatte, hielt der geistliche Herr an die Erzherzogin und ihren durchdringlichsten Gatten eine Ansprache, in welcher er den Wohlthätigkeitsfunk des hohen Paars hervorholte und sodann die kleinen ermahnte, eingedenk dieser weisewollen Stunde, zur Dankbarkeit gegen die erlauchte Kinderfreundin und das gesamte Kaiserhaus. Hierauf nahm Erzherzogin Maria Theresia persönlich die Vertheilung der Christgeschenke an die Kinder vor. Dieselben bestanden aus vollständigen Winteranzügen, dann aus Obst, Backware und allerliebsten Spielzeugen. Während die Erzherzogin mit jedem der Kleinen plauderte, sie um Dies und Jenes fragte und solcherart die Kinder in eine wirklich glückliche Stimmung versetzte, die die Beschenkten später ziemlich redselig machte, löste der Erzherzog von dem Baume die auf denselben befindlichen Zuderfiguren und andere hübsche Gegenstände los, und verteilte sie unter die Kinder. Man kann sich leicht das Glück derselben vorstellen. Ein anmutig-rührendes Bild aber bot die von den lebhaft erzählenden und gestiflirenden kleinen umringten Erzherzogin, auf deren edlen, schönen Gesichtszügen hellste Freude zu lesen war. Die Erzherzogin vertrieb jedoch nicht allein Wiener und deutsche Kinderherzen zu erobern, sie übt auch auf chinesische Kinderseelen einen großen Zauber aus. Vor Kurzem verweilte in Wien ein chinesischer Missionar des Lazaristen-Ordens aus der Küstenprovinz Tsche-Kiang. In seiner Gesellschaft befand sich ein im Wachsthum stark zurückgebliebener, etwa fünfzehn Jahre alter Knabe, ein geborener Chines. Erzherzogin Maria Theresia, von der Anwesenheit dieser seltenen Gäste benachrichtigt, äußerte sofort den Wunsch, den chinesischen Knaben bei sich zu sehen. Als einige Tage später die Gäste aus dem fernen China im Palais erschienen, wurden sie von dem erzherzoglichen Paar und seinen Kindern sofort empfangen. Der kleine Chines erwies sich als ein aufgeweckter und wohlgesitteter Knabe, der, da er sich auch in der deutschen Sprache auszudrücken vermochte, sehr rasch das Wohlgefallen der hohen Frau erregte. So unterhielt sie sich denn auch lange mit dem fremden Knaben (die Audienz währt nahezu eine volle Stunde), streichelte ihm wiederholt die Haare und erkundigte sich bei ihm in dertheilnahmsvollsten Weise nach seinen Studien und sonstigen Verhältnissen. Der kleine geriet am Schlusse der Audienz in sichtliche Verlegenheit. Die Erzherzogin beehnte ihn nämlich mit einigen hübschen Bonbons, welche mit den Bildnissen des Kaisers, der Kaiserin und mehrerer Mitglieder der kaiserlichen Familie geschmückt waren. Derlei war dem exotischen Jünglinge jedenfalls noch nie zuvor passirt, und freudvoll und leidvoll zugleich blieb er bald nach dem Erzieher, bald zu der lächelnden Erzherzogin empor. Als diese ihm jedoch in der liebvollestens Weise bedeutete, daß er die schönen Sachen behalten und mitnehmen dürfte, war der kleine gelbe Kopfturban schier besiegelt und verließ das Heim des fürstlichen Paars in der gehobensten Verfassung. Aehnliche reizende Szenen, welche das innere Wesen

der Erzherzogin genugsam kennzeichnen, ließen sich noch zahlreich aufzählen.

Gleich ihrem erzherzoglichen Gemahls, ist Erzherzogin Maria Theresia nicht allein eine gewiegte Kennerin und Beschützerin der Kunst, sie ist selbst auch eine reichbegabte Künstlerin, deren Einflussnahme zu verdanken ist, daß beispielsweise die früher bei uns nur zu sehr vernachlässigt gewesene Aquarell-Malerei in Österreich eine Heimstätte gefunden haben wird. Auf Anregung der Erzherzogin entstand der Aquarellisten-Club, dessen bisherige Ausstellungen nicht nur gut besucht, sondern auch gut beurteilt und gut besprochen wurden. Eine weitere Schöpfung des künstlerischen hohen Frau ist der immer größeren Anzahl findende Wiener Amateur-Photographen-Club, dem die Fürstin sowohl als Schubfrau, wie auch als — ausübendes Mitglied angehört. Zahlreiche von der Erzherzogin persönlich betorgte Aufnahmen und selbst ausgeführte Photographien haben das unumstrittene Lob seitens tüchtiger Fachmänner gefunden.

Eine liebevolle, zärtliche Gattin und Mutter, eine edle Beschützerin der Armen und Kranken, ist Erzherzogin Maria Theresia bei Hof und Volk gleich beliebt und verehrt. Möge die Vorsehung sie und ihr segensreiches Walten beschirmen!

Nachdruck verboten.

## Literarische Plaudereien.

## Neue Lyrik.

Von Wilhelm Bölsche.

**E**s Jahr 1889 war ein Lyriker-Jahr, wie wenige. April und Jugend: das scheint zusammen zu gehören wie Frühling und Weihenachten. Und doch sind es in diesem Jahr nicht eigentlich die Jungen gewesen, die das Gute in der Fülle gebracht haben, sondern die Alten, vor Allem zwei würdige Herren, denen der Tag des Dichter-Jubiläums bereits vor der Thür stand, wo ihnen mit Fei-Toasten und Champagner-Schaum öffentlich bestätigt werden sollte, daß ihre Sonne genug gewärmt und geleuchtet habe und nunmehr in Ehren unter dem Horizont verschwinden dürfe.

„Jahresringe“ (Stuttgart, Cotta) nennt sich das neue (vierte) Liederbuch des lebenswürdigen Münchener Sängers Hermann Lingg. Einfach „Gedichte“ bietet Theodor Fontane (Berlin, Herz); es sind für ihn „die“ Gedichte, Alles, was er hat, ein einziger Band, aber in diesem einen Bande eine Lebensarbeit, um die es sich zu leben verlohn. Die „Jahresringe“ giebt ein prächtiges Portrait des Dichters nach Lenbach. Der Kopf mit dem wilden Lockenhaar, dem zottigen Bart hat etwas von einer alten, sturmzerzausten Eiche. Man ahnt, daß sich in das Gehirn hinter dieser hohen Gedanktenturm allerdings schon eine reiche Zahl von Jahresringen eingezeichnet, aus Jahren der Arbeit, des Rings, des eisernen Kampfes, auch wohl des Leidens. Aber im Auge liegt die schöne Größe einer Seele, die nicht alt ist. Durch Hermann Linggs Dichten geht seit dem ersten Tage seines Ichbüchern Auftretens bis zu dieser Jubiläumsgabe ein ungemein einheitlicher Zug. Immer ist die Gabe ungleich, unvergleichlich Vollkommenes in Form und Gedanken, neben unbegreiflich Mißlungenem, der süßeste, zarteste Ton neben grotesken Vers- oder besser Univers-Wundern, immer der weise Lyriker im Kampfe mit dem spröden, von Stoff-Fülle überlasteten Historiker, und immer das Gedächtnis der besten Stunde, da der Genius frei walte, neben dem mühselig gezeichneten Gelegenheits-Gedicht, das gewiß oft nur die Gutmuthigkeit des Menschen im Dichter dem Poeten abgetrost. Der neue Band bringt etwas über vierhundert Seiten Gedichte. Bielleit hundert Seiten enthalten Gold, der Rest ist Zillenwert. Aber auf diesen hundert Seiten stehen denn auch geradezu einzige Sachen, klassische Gedichte im wahrsten Sinne. Bei all seiner historischen Neigung ist der alte Lingg hier ganz ein moderner Dichter. Bilder aus den neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung sind ihm geläufig, aber er weiß sie zu erklären. Seine Religion ist das unbegrenzte, alles Trostbedürftige umfassende Mitleid, für das Metaphysische höchstens noch ein träumerisches Fragen, ein Ahnen, ein leutes Offenlassen der tiefsten Räthsel. Lingg ist zu ernst, um ein eigentlich hinreichender Liebesdichter zu sein. Aber deren haben wir ja genug, der Reisere, Verwöhntere wird vielleicht gerade in den starken *Doris Steyns*, die Lingg oft für diese Dinge zur Schau trägt, einen besonderen, anziehenden Zauber entdecken.

Der gebildete Norddeutsche spricht Schriftgemälder als der Süddeutsche. So meint man auch bei dem Poeten Lingg bisweilen eine Art von harmadigem Eigen-Dialect zu vernachmen, während sein Berliner Sangesbruder Theodor Fontane langer, aber im formalen Sinne unverhältnismäßig viel vorreiter sich ausdrückt. Obwohl Lingg als Dichter des ebenso bekannten, wie thatfächlich wenig gelesenen Epos „Die Böllerwanderung“ gerade mit Nachdruck zu unseren epischen Dichtern von Ruf gerechnet zu werden pflegt, verdient Fontane unvergleichlich viel mehr diesen Ruhm. Fontane's Stärke ist die Ballade. Die neue Gesamt-Ausgabe der „Gedichte“ vereinigt alle die tödlichen Sachen dieser Art, vom „Zieten aus dem Busch“ bis auf den Kaiser Friedrich. Sachen, die heilschön in alle Schul-Lesebücher und damit recht eigentlich in's Volk eingedrungen sind, theils zweifellos über kurz oder lang noch dahin kommen werden. Fontane ist im Uebrigen weit mehr Volaldichter als Lingg, der oft gern die ganze Culturgegeschichte mit allen ihren Geisgebern, Heiligen und Tyrannen in ein einziges Gedicht von sechs oder sieben Versen bringen möchte. Mit rührender Liebe verleiht sich Fontane in die Geschichte der Mark, sie lebt in seinen Bildern in einer Weise auf, daß allerdings kein Geschichtsbuch es besser machen könnte. Seine Parallels bedarf seiner brennenden Farben, durch seine Verse wogt es nicht, wie bei Lingg, vom Azur des Griechenmeeres, vom Goldgefunkel barbarischer Paläste, vom Marmorbild hellenischer Statuen-Augen; mit unendlicher Sorgfalt aber weiß er der einfachen Havel-Landschaft, dem sandigen Niederrainlande, der Sumpfwiese mit ihren tödlichen Sauerampfer-Blüthen, dem grünen Wurfhang mit seinen goldigen Ranunkeln die hundert kleinen Farbdentone abzuladen, und der schmutzige Knittelvers ist ihm das willkommenste Instrument, um die tiefsten Stimmungswirkungen hervorzuladen. Ein moderner Mensch im vollen Sinne ist auch Fontane. Wer den feinen, noch merkwürdig jugendlichen Kopf des Dichters anschaut (auch dieses Buch eröffnet ein gutes Portrait), der fühlt wohl, daß der Mann mehr im Leben des Tages steht, mehr Weltmann im eigentlichen Sinne noch ist, als Lingg. Berlin muß stolz sein

auf diesen Dichterlofs, es hat keinen Reichtum an Lyrikern, und von der ganzen Generation, die heute an der schönen neuen Marmor-Büste Chamissos vor dem Schlosse Monbijou in unserer Kaiserstadt vorbeischreitet, würde ich leimen, der dem alten Sänger so ruhig in's Antlitz schauen dürfte wie unser Theodor Fontane; er hat in Zeiten des lyrischen Bombastes und der phrasenreichen Verslingelei zielbewußt da weiter gearbeitet, wo der echte Fortschritt war.

Nach den beiden Siebziger-Jahrzehnten nun zu zweien, die eben das halbe Jahrhundert überdecken! Adolf Wilbrandt und Wilhelm Jensen: auch diese beiden Namen haben einen guten Klange. Aber daß ich's gleich vorausstelle: weder Wilbrandt noch Jensen sind geborene Lyriker, und wenn sie es nicht haben lassen können, auch auf diesem Gebiete einmal wieder ein Bändchen beizusteuern, so darf man doch nicht den höchsten Maßstab anlegen. Als bescheidene Gabe hat jedes der Bücher seinen Reiz, und den vielen Freunden der beiden Dichter mögen sie wohl dienen, das Bild der Persönlichkeit runder, greifbarer zu machen. Der Schwerpunkt des Interesses liegt in den „Neuen Gedichten“ von Adolf Wilbrandt (Stuttgart, Cotta), wesentlich auf Familien-Gedichten und Freundschafts-Gedichten. Wer hier liebvoll dem Einzelnen nachgeht, findet manchen feinen Zug, sehr viel Gemüthswärm, in jeder Miniatur-Arabeske einen trefflichen Menschen, mag er nun von Frau und Kind singen, entschlafenen Lieben eine lyrische Thräne nachweinen oder seine Freunde und Freindinnen auf den Breitern, welche die Welt bedeuten und über denen Wilbrandt noch ungänzt als Herr und Meister gestanden, in allerlei Prologen und Gelegenheits-Strophen feiern. Eine vom Persönlichen im engeren Sinne absehende allgemeine Bedeutung aber, das muß rund ausgeweckt werden, haben diese Sachen ganz und gar nicht, zur Dichtergröde Wilbrandt's führen sie kein neues Blatt. Wie es oft bei solchen durch individuelle Verknüpfungen dem Dichter gleichsam biographisch geheiligten Klängen geht, hat es dem Autor sogar anscheinend widerstanden, eine nachträgliche scharfe Feile anzulegen: mehrfach ist trotz der sein gewählten Sprache arg gegen den musicalischen Wohlklang gesündigt, manches Bild ist dunkel und unmalerisch geblieben. Es sind eben Tagebuchblätter, — und auch der Beste sieht nur an Freitagen die Muse.

Wilhelm Jensen ist, — und das dürfte doch manchen Freund seiner Romane etwas in Bewunderung setzen, — in dem Büchlein „Im Vorherbst“ (Leipzig, Elischer's Nachfolger) ganz und nur Romantiker. Wohl hat er auch in seiner Prosa oft einen Hang zur allzu weichen Stimmungs-Malerei. Aber daneben stehen dort eine wunderbare Plastik der Schilderung, ein unerschöpflicher Reichtum im Stofflichen, und vor Allem der seine Humor, der wenigen nur von den Modernen so leicht siezt. Nichts von alledem ist in den Gedichten zu entdecken. Traumhaft zerwundende Naturdarstellungen ziehen in endloser Gleichförmigkeit am Leser vorüber, aus seiner Zeile tritt eigentlich Individuelles hervor. Die Gedanken-Armuth wird allerdings überdeckt durch den Reiz des Verses, den zarten Klang, der gelegentlich an Eichendorff gemahnt. Aber sind Wilbrandt's Gedichte also sehr kind der Gelegenheit, des nüchternen Werkfestages, so berichtet nun bei Jensen ungeleckt die Schläfrigkeit einer ewigen Muse des Geistes, ein ewiges Träumen und Hinspinnen der Gefühle, das nur wenig in unsere Zeit zu passen scheint. Denkt man sich Jensen's Romanen als großen grünen Baum, so mag immerhin diese kleine romantische Ephen-Ranke am Stamme Platz finden, stützen wird sie den Baum nicht!

Ist es nicht seltsam, daß die Lyrik der Siebziger so viel besser ist als die der Fünfziger? Darin steht ein ganzes Kapitel Literaturgeschichte, es steht die ganze verlorene Liebesmüth einer Generation darin, die gewissermaßen zwischen Abendrot und Morgentau steht, nicht mehr, wie es den Alten vergönnt war, zurücktreicht bis in die Nachklangen der goldenen Zeit deutscher Lyrik, aber auch noch nicht herausfreikt bis zu einer Entwickelungs-Blüthe, die von vielen Seiten für den Beginn des neuen Jahrhunderts geweissagt wird. Die Frage drängt sich auf, wie es denn wohl um die sichtbaren Spuren dieser leimenden Zukunfts-Lyrik bestellt sein möge. Man weiß, wie viel jetzt vom „Realismus“ als dem neuen Evangelium gelungen und gefaßt wird. Die Einen sehen in diesem Realismus, wie er in Roman und Drama so laut seine Stimme erhebt, bereits den vollen Sonnenaufgang, die Anderen, Rührer, die, wenn sie das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, vielleicht Recht be halten werden, nur die Dämmerung, die Kontrast-Wirkung des ersten unsären Lichtes gegenüber der Nacht mit ihren verlöschenden Sternen, mehr eine negative, als eine positive Richtung, in der gleichwohl das Positive schon seine blässen Frühlichtstrahlen herauswirkt. Wie sich das nun verhält: gerade die Lyrik scheint am wenigsten beteiligt an diesem harten Pionerkampfe. Wohl heißt es, auch sie müsse ablassen von dem ewigen Nachleieren klassischer und romantischer Muster, müsse sich eine neue, deutsche Eigenart erwerben. Aber man blättert vergebens die duzendfachen Proben sogenannter „realistischer Lyrik“ durch, die unsere jungen Leute hinaussenden: auf dem Titel steht das neue Wort, im Innern aber bleibt es beim Alten. Nur ganz selten einmal ein Band, der Trost verleiht, der Spuren davon zeigt, daß die Lyrik thatfächlich nicht im Aussterben begriffen ist, sondern daß sich unabhängig von dem Geschrei und Gezeter fanatischen Theoretiker und grüner Jünglinge ohne jede Schulung hier und da allerdings bereits schöne, hoffnungsvolle Knoppen anstreift, die Besseres und Bestes erwarten lassen. In meiner letzten Plauderei durfte ich auf Olierton hinweisen, als einen der wirtlichen Träger des Fortschrittes in unserer jungen Lyrik. Heute fügt es der Zufall, daß eine ähnliche Probe des Erfreulichen mir frisch aus der Presse in die Hand kommt: „Homo sum“. Ein neues Gedichtbuch von Julius Hart (Großenhain-Leipzig, Baumert und Rongé).

Damit ständen wir denn, nachdem Siebziger und Fünfziger an uns vorüber gewandelt, bei einem Dreißiger. Julius Hart ist der jüngere Bruder von Heinrich, dem Dichter des groß angelegten Epos „Das Lied des Menschen“. Ein echter Lyriker von Gottes Gnaden ist er, das beweist jede Zeile des neuen Buches. Nicht das Zukünftige, das Neue im abstrakten Sinne reicht den Leser mit gewaltiger Wucht bei diesen Mängen dahin, sondern die greifbare Gegenwart einer starken, tief ausgesprochenen Individualität, die als solche denn allerdings wie alles Bedeutende „neu“ ist und in die Zukunft hinzüberreichen wird. Dichter mit einer solchen Glut der Empfindung wie Julius Hart sind in einer langen Epoche der wachsenden Säflichkeit und lyrischen Höflichkeit allmählig zu einer Seltenheit geworden. Dabei findet sich niemals ein roher, verlebender Ton, in einzelnen, ja in den besten dieser Lieder ist der Prometheus-Drama, das wilde, verzweifelte Faust-Ringen abgedämpft zu einer wunderbaren Zartheit, die deutlich von den „zwei Seelen in einer

"Brust" zeugt. Das Gedicht, welches ich in dieser Weise als das gewissermaßen durchschlagende bezeichnen möchte, ist die Träumerei „Weihnacht“. Ohne alle künstliche Romantik und doch mit dem vollen Zauber der echten Romantik, die das wirkliche Leben so oft bietet, malt der Dichter hier seine Heimath, das Elternhaus am Rande der westfälischen Heide, Leid und Trost einer Familie, die trenzunghalten hat in allen Wirchalen des Lebens. Und dieses Gedicht ist nicht in der Weise Wilbrandt's ein Tagebuchblatt, das den Unberührten salt läßt, es ist in jeder Zeile ein Kunstwerk, das mit allen Mitteln der Form arbeitet, eine würliche und unbefriedbare Perle unserer deutschen Literatur. Anderes in dem Buche ist vielleicht zu rassiniert, zu sehr Feuerwerl, das in unerhörlichen Farben-Bationen schwelt; man möchte verächtlich sein, dem Poeten gelegentlich zuzurufen, daß die Leyer doch nicht eigentlich ein Brähma sei, das jedes blasse Flämmchen in die glühende Farbenpracht des Spectrums verwandeln soll. Aber immer und immer wieder ringt sich auch aus dieser grellen Fülle, die an einen lyrischen Matart denkt, der tiefe Gedankengehalt sieghaft heraus, dieser Dichter hat nicht nur phantastische Visionen geschaut, nicht nur als feiner Denker bis in's Kleinste hinein das Phantastische kritisch durchgeföhlt: er hat vor Allem gelebt und erlebt. In diesem Sinne ist der Titel, der auf den ersten Blick verbraucht und steif erscheint, doch gut gewählt, wenn schon ich das schlichte deutsche „Ich bin ein Mensch!“ dem antiquarisch schmeckenden „Homo sum“ vorziehen würde.

Ich will diese Zeilen nicht mit Mißlängen schließen. So will ich denn bei dieser letzten guten Gabe den Punkt setzen und nichts sagen von den vielen, vielen buntschönen gehetzten Bänden und Bändchen, die als „Lyrik von 1889“ sonst noch meinen Tisch bedecken, — sei ihnen der Staub leicht, den das neue Jahr darauf häufet wird, — und von dem man, um den Begräbnish-Sil noch weiter zu währen, wohl sagen könnte, daß nur Staub zum Staube komme.

Nachdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



**Reiselleid und Inhalt der Handtasche.** — Als Reiselleid empfiehlt sich ein dunkleres Grau mit gleichfarbiger seidenter Bluse und außerdem einer Taille mit zwei einzuknöpfenden Westen, eine in schwarzer Passanterie, die andere crème Surah oder Loden mit Goldstickerei oder Stahlverzierung. Diese Taille sollte man in der Handtasche haben, denn man hat nicht immer gleich ein großes Gefäß zur Hand und kann doch dann ratsch in dreierlei Toilette erscheinen. Der Hut sei eine kleiderlose Toque, nur mit Bandverzierung, da Blumen und Federn den Witterungsungestüm zu sehr ausgezeichnet sind. Als Mantel wähle man einen mittelstarken imprägnierten Staumantel, der gegen den Regen schützt. Mit sich sollte man stets eine geräumige Handtasche von hellbrauem Leder führen, welche mit Monogramm und Metalldecken versehen und verschließbar ist. Da eine Dame sehr selten die Handtasche selbst tragen wird, so kommt es auf den Umfang und das Gewicht nicht so sehr an. In dieser Tasche berge sie alle zur Toilette nothwendigen Dinge, die einzeln aufzuführen mir unmöglich ist, da jede Dame andere Bedürfnisse hat. Die Meisten aber leiden an einem gemeinsamen Mißgeschick: das sind die Stirnlöcken, deren Erhaltung auf Reisen ziemlich schwierig ist. Ich empfand es als eine Wohllthat, außer der Brennlampe und Schere auch noch Metall-Vorhängen zu haben, die, wenn der Spiritus zu Ende und nicht gleich zu beschaffen war, in zehn Minuten die schönsten Stirnlöcken fabricirten. Die Handtasche berge neben den zum Toilettenecken nötigen Sachen auch Alles, was die Reisende zum Übernachten braucht. Auch vergesse man nicht ein kleines Kästchen aus weichem Stoffe, welches außer Bett-, Käth- und Sicherheits-Rabatten, außer Zwirn, Seide, Schere und Fingerring auch noch Handschuhe und Kleiderknöpfe, ein wenig Gummiband, etwas graues und schwarzes Leinen- oder Baumwollentband enthält, womit man manchen Schaden gleich im Compo wieder reparieren kann. Ebenso ist ein zusammenlegbarer Hand-Schlüssel von

20:15 Cent. Größe ratsam, da ist die Hotel-Spiegel im ungünstigsten Lichte hängen, und eine Feuer brannt gutes Licht. Auch lasse die Reisende sich selbst zu frühen und allein anzuleben, und sie wähle deshalb nur solche Nacharten für ihre Reise-Toilette, die sie ganz allein bewältigen kann. Die Unselbstständigkeit ist auf Reisen von unbedenklichem Nachtheile und verleiht das Vergnügen ebenso wie die Mitnahme einer Kammerjungfer. Einwas Salmiakgeist gegen Fliegenstiche, sowie mit Wasser gemischt als Ablreibungs-mittel, ist von großem Werthe, ebenso eine flache echte Eau de Cologne, welches die Hände ebenso gut entfernt wie Benz in und doch nicht so unangenehm riecht. Reichlich mit Taschentüchern versehen zu sein, ist eine große Wohllthat; man vergesse nicht, 6 bis 8 Stück in der Handtasche zu führen, ebenso nehme ich stets eine Kopf-Serviette von seiner grauer Franzleinwand mit, um sie auf die Polster zu legen, wenn ich schlafen will. — Außer der Handtasche führe man auf jeden Fall ein Schirm-Gut von grauem Leinen mit Monogramm und Henkel bei sich. Der Henkel muss aber so angebracht sein, daß die Schirme und Stöcke beim Tragen in senkrechte Lage kommen. Wenn ein Schirmstock wagerecht getragen wird, verlegt man im Gedrange oft die Vorbeigehenden und kommt auch außerdem langsamer vorwärts. Zum Schirmfutter nehme man ein Stück graues Leinen, etwa 75 bis 80 Cent. lang und ebenso breit; man füchte es mit Wachsleinenwand oder leichtem Gummistoff gegen die Räffe und stecke den Futter der Länge nach Streifen von 10 Cent. Breite auf. Man richte sich mit den Streifen nach der Anzahl der Schirme. Jeden Schirm allein in einer Abteilung des Etuis zu haben, ist ratsam, da ein feuchter Regenschauer, — auf Reisen hat man nicht immer Zeit ihn zu trocknen, — schon oft einen hellen Sonnenhut verdorben hat. Sind alle Schirme im Etui, so rollt man es zusammen, schlägt es oben und unten durch Gummiband und an der Seite mit Knöpfchen. Für die Schuhe und Stiefel ist das Papier zum Einpacken nie stark genug, ich benütze dazu graueleinerne Lücher mit rings herum gesetzten, bunsgemusterten Borsten und zwei Bändern an der einen Ecke; ich lege den Schuh an die entgegengesetzte Ecke,wickle weiter, schlage beide anderen Ecken daran und bünde dann das kleine Päckchen mit den Bändern zusammen. Ich führe auch stets eine Schuhbürtse, einen Lappen und ein Blechdöschen Ledercreme mit, — das hat mir manchen Ärger mit dem Warten auf die Schuhe frühmorgens erpart.

J. R. in Böhmen.

**Ein Kapitel über Schuhwerk.** — Ist schon tadelloses Schuhwerk im gewöhnlichen Leben ein Erforderniß, so gehört es auf Reisen mit zu den Hauptbedingungen des Genusses. Vor allem, abgesehen von Hygiene und Mode, sei das Schuhwerk bequem und zwar neu, doch nicht eben dem Laden entnommen, sondern einige Male probeweise getragen, sodass man sicher sein darf, leidet keine Unbequemlichkeit durch dasselbe zu erleiden. Nebenbei bemerkt, hat man für ungebrauchtes Schuhwerk an den Grenzen Zoll zu zahlen. Neuter Schuhwerk lasse man daher; unterwegs können ohnedies durch Ausbessern manche Ungelegenheiten, Verzögerungen der Abreise und dergl. entstehen, die man nicht von vornherein heraus beschwören möchte. Je nach dem Ziel der Reise wird sich auch die Auswahl des Schuhwertes zu richten haben, da man anderes für die Berge, als für den Strand darf. Der feste, nögelbeschlagene halbhohe Bergstiefel, mit Ledersohlen anstatt der Bänder, wird für den Strand durch einen nicht minder festen Schuh aus Leder oder Segeltuch mit Ledersohle und gefertigter Gummisohle erzeugt. Für andere große Fußpartien hängt es von der Gewohnheit ab, ob man dem Schuh oder dem Stiefel den Vorzug giebt. — leichter würde sich in sanriger Gegend mehr empfehlen. Im Uebrigen gelten auf der Reise die auch daheim zu befolgenden Regeln; der leichte Schuh mit hohem Haken für den Salon, der feste mit flachem Haken für die Straße. Unerlässlich sind ein Paar Gummischuhe, die man jetzt in leichter, ein freies Ausschreiten nicht beeinträchtigender Ausführung findet, und ein Paar bequeme aber hübsche Hausschuhe, die man allenfalls für das gemeinsame Mahl an der Birthshaus-Tafel nicht zu wechseln braucht. Rathsmehr ist es auch, sich erforderlichen Falles neues Schuhwerk aus dem heimischen bekannten Geschäft nachzuholen zu lassen, als unterwegs zweifelhaftes Fabrikat zu ersteilen. Ein Schuh, welcher drückt, ist im Stande, einem die gute Laune völlig zu verderben, und nur zu ofttheilt sich die üble Stimmung dann der ganzen Gesellschaft mit, die am Ende nicht mit Unrecht dem Störenfriede grollt.

Eine, die weiß, wo sie der Schuh drückt.

### Verschiedenes.

Nachdruck verboten.

**Nenitent.** Von Miji Wunsch. Siehe das Bild, Seite 76. — So ein Junge! Er weiß doch ganz genau, daß die Peppina keine Zeit hat, daß sie in fünf Minuten zurück sein muß, weil die Mutter auf das Wasser wartet, um Macaroni für die Mittags-Mahlzeit zu kochen, und weil die Peppina sich währenddessen mit dem jüngst geborenen Brüderchen beschäftigen muß, das doch auch seine Pflege verlangt! Aber der Cecco ist eine Range, — das ist schon so ein echter Pazzaroni, der nichts weiter zu thun hat, als tagsüber zu faulenzen und dabei die Leute zu ärgern! Kaum hat er gesehen, daß die Peppina mit dem Wasserkrug über dem Arme um die Ecke biegt, so ist er auch im Nu am kleinen Brunnen, verspricht die Dose mit dem hölzernen Schlüssel und steht Heidi oben darauf. „Willst Du wohl 'unter, Cecco!“ — Cecco lächelt überlegen. „Geh 'unter, Cecco, ich muß nach Hause!“ — Cecco röhrt sich nicht. „Cecco, ich sag' dem Vater!“ — Cecco lächelt wieder. Nun wird Peppina wüthend, — ihre dunken Augen sprühen, und dem kleinen rothen Mund entströmt ein Fluth von Schimpfwörtern, wie die heißenblätigen Kinder Neapels sie so schnell bei der Hand haben. Aber Cecco weicht noch immer nicht, — und wir fürchten, er wird seine Nekerei nicht eher lassen, bis Peppina sich wirklich häute in ihrem Vater, dem Schuhmacher, ge-holt hat. Und der versteht keinen Spaß!

**Hinter alten Holzianten.** Von Eduard Grüninger. Siehe das Bild, Seite 77. — Es ist nach der Besper. Bruder Anton hat sich in seine stillle Zelle zurückgezogen, deren Wände Bücher-Regale bedecken, und in der es sich so ungestört studiren und so lantig träumen läßt. Dort hat sich Bruder Anton in seinem alten Ledersessel niedergelassen, — dicht neben dem Tische, der am Fenster steht, und von dem aus man hineinschauen kann in den kleinen Klostergarten voll grüner Friedbüsche und voll altmodischer Blumen. Pater Anton hat einen der schweinsledernen, meißingbeschlagenen Holzianten ergripen, die auf dem Tische liegen, und ihn

wahllos aufgeschlagen. Er sucht eine Stunde Verstreitung nach des Tages Arbeit, — nichts weiter. Aber der Inhalt des alten Buches fesselt ihn doch mehr, als er selbst geglaubt hat. Was enthält es? Vielleicht eine Legende der Heiligen oder die Chronik des Paulus Jovinus, die Jost Amman mit so schönen Figuren geziert hat? — Vielleicht die leichte, die gar manche lustige Historie enthält, denn die Legende der Heiligen ist zu ernst, um das heitere, fast einem Schmunzeln gleichkommende Lächeln zu erklären, das die lächelnden Lippen des guten Pater Antonius umspielt ...

### Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Bismarck-Devise.** — Möchten Heraldik-Kundige wohl so freundlich sein, den genauen Wortlaut der Bismarck'schen Devise vom „Begehrkt“ mitzuteilen, welche sich auf eine Wappensage bezieht, über die von Georg Hesekiel in der Berliner Revue einmal berichtet wurde.

L. v. B. Schl. 5.

**Sonnenfeste im Spiegel.** — Wer würde mir zu sagen, wie man die sogenannten „Sonnenfeste“, welche sich an den Spiegeln bilden, wenn die Sonne darauf scheint, am Besten herausbringen kann.

Abonnantin in Triest.

#### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Tomaten (64).** — Nach vielen Versuchen halte ich folgende Art, Tomaten einzukochen, für die beste: Man zertheilt die Tomaten und Kocht sie ohne jeglichen Zayah, läßt die Rasse schnell etwas ablaufen und schlägt sie abschmied durch ein feines Sieb, damit Schalen und Kerne zurückbleiben. Hierauf läßt man die Rasse unter fleißigem Rühren ein paar Stunden einkochen, füllt sie dann in Gläser beliebiger Größe, die, mit Schlagschraube gut verbunden, noch einmal eine gute halbe Stunde, in den Herd gestellt, gekocht werden. Auf diese Weise hat sich mein Vorrath vorzüglich gehalten.

Abonnantin in Friedenau b. Berlin.

**Kräuter (16).** — Um Kräten aus Kellern und anderen feuchten Orten zu vertreiben, soll es sich empfehlen, Salz an die betreffenden Stellen zu streuen.

Franz v. B. in B.

(Sollte es nicht noch einfacher sein, die Thiere einfach wegzufliegen und sie entweder zu töten oder an einem Orte, wo sie nicht schaden können, auszutreiben?) D. Red.

**Verwendung von Apfelsinen-Schalen (40).** — 1. Nachdem man die ganze Apfelsinen-Schale in vier Theile geschnitten, taucht man dieselben in gesäuertem Zucker, trocknet sie im Backofen und verwendet die so candirte Schale (aber möglicherweise) grießig oder fein gehakt, als Würze in Kuchen, Puddings &c. 2. Man schält das Gelbe der Apfelsinen-Schale mit einem scharfen Messer, sodass nichts Weißes davon bleibt, schneidet es in kleine Stücke und füllt die letzteren in eine enghalsige Flasche. Die Schale vernischt man mit einem Schlüssel Zucker und übergießt sie mit gutem Franzbranntwein oder Arrac. (Auf die Schalen von sechs Apfelsinen etwa 1½ Liter.) An warmem Orte läßt man diese Mischung acht Tage stehen; dann klärt man ¼ Pfund Zucker, gießt den Franzbranntwein hinzu, läßt ihn abkühlen und filtrirt ihn durch Fleischpapier. In Weinflaschen gefüllt, bewahrt man den Likör aufrechtstehend. Durch Hinzufügen von zwei Körnchen gestochenem Cardamom und etwas Zimmet wird der Likör dem Curaçao sehr ähnlich. Ein Weinglas dieses Apfelsinen-Liqueurs, ein Weinglas Rum oder Cognac, Zucker nach Belieben mit ¼ Liter lokhenden Wassero gemischt, gibt einen sehr pittoresken Punsch.

Olga in B.

#### Rathschläge.

**Windshirn.** — Im Kinder-Zimmer und bei Kranken ist eine ruhig brennende, den Raum mit erhellendem Rauchlampe ein nothwendiges Erforderniß, weshalb der praktische, einfach herzustellende Windshirn zu empfehlen sein dürfte. Derselbe besteht aus Eisenblech und mitteigt, leicht gebogen und mit abgeschrägten Augelfüßchen versehen, 27 Cent. Höhe bei 30 Cent. Breite. Jeder Klempner kann diesen Schirm anfertigen. Die dem Vierz zugekehrte innere Seite ist an der Vorlage mit Goldbronze bestrichen, während sich auf der äußeren ein mit Oelfarbe gemalter Mohrenblumen-Strauß und eine buchstäbmalende Amorette von grünbronziertem Grunde abheben. Die Schriftzeichen sind schwarz gehalten.

E. F.



Die dunkelgrün schattirten Blätter des rothen Mohnes bilden eine wirsame Folie für das braunlockige Elfschen mit weißen Flügeln. Die Schriftzeichen sind schwarz gehalten.

**Wand-Decoration.** — Geschichte Hände verstehen es, aus den weichenbarsten Dingen reizende, zur Verzierung der Wohnräume beiträgende Gegenstände zu fertigen. So erhält man z. B. eine hübsche praktische Wand-Decoration aus einem der großen echten oder imitirten Palmblätter, wie sie als



mit farbigen Schleifen ausgestattet, zu einer Art Tasche zusammen gebogen wird und nach Bedarf zur Aufnahme diverser Blumen dient oder, — weniger poetisch, das Staubbüch aufnimmt.

E. F.